Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

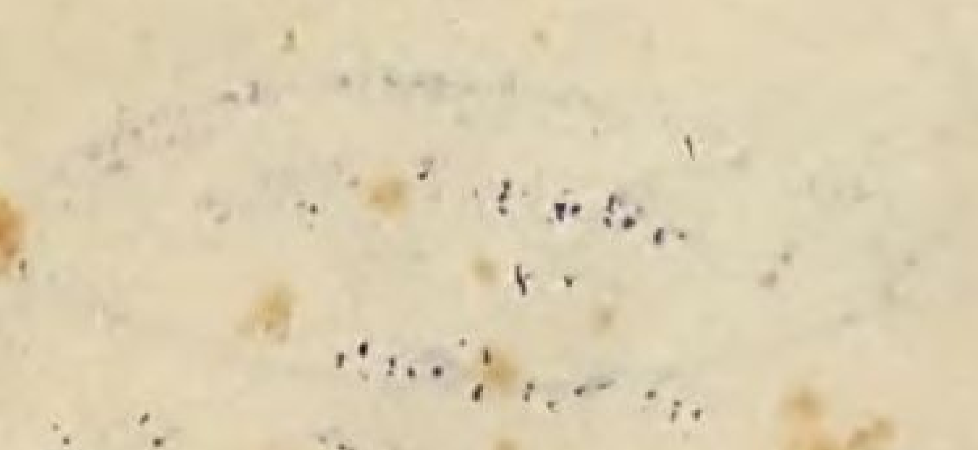
Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.



Dedi.

Erster Band.

Von Karl Theodor Zingeler ist im gleichen Verlage erschienen:

Der Reichskanzler. Roman. Zwei Bände.

Preis geheftet M. 7. 50; fein gebunden M. 8. 50.

Dedi.

Roman

von

Karl Theodor Zingeler.

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1892.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Trotz des hellen, sonnigen Frühlingstages herrschte in der Basilika auf der Sintlaz-Aue, später die riche Awe genannt, eine beengende Dunkelheit und Frösteln erregende Kühle. Wer unvermittelt aus der Lichtfülle, welche Insel und See in zauberischem Glanze umflutete, in die Kirche eintrat, dem war es unmöglich, sogleich ein Bild des Innern zu erfassen. Denn gar zu spärlich war die Beleuchtung, welche die wenigen runden Fensteröffnungen an den Langseiten des Schiffes, die zum Teil noch mit Tüchern verhängt waren, spendeten.

Eine düstere Weltanschauung hatte dem Bau anfangs sogar kein Fenster gegönnt, und nur qualmendes Kerzenlicht und der Schein offener Oellampen gaben

die unumgänglich nötige Beleuchtung, die aber doch nur dem Chor hauptsächlich zu gute kam. Wofür hätte auch das im Schiff versammelte Volk des Lichtes bedurft, da niemand des Lesens kundig war?

Erst nach und nach gewöhnte sich das Auge an die Dämmerung, und bei längerem Verweilen traten die architektonischen Schönheiten des Baues, die Malereien an Wänden und Decke und der zum Teil überaus kostbare Schmuck der Altäre durch das geheimnisvoll wirkende Zwielicht deutlicher hervor.

So hatten es auch die drei Männer empfunden, welche vor einiger Zeit, geleitet von dem alten, greisen Hiltepold, dem Sakristan der Reichenauer Abteikirche, hier eingetreten. Für den vom Alter gebeugten Mönch schien dagegen volles Tageslicht zu herrschen. Sein Auge hatte sich in mehr als fünfzigjährigem Dienste an die mangelnde Beleuchtung gewöhnt, wie auch der arme Gefangene, dem die Grausamkeit früherer Rechtspflege die köstlichsten Güter, Licht und Luft, fast ganz entzogen, nach und nach einem Nachttiere gleich im Dunkeln zu sehen vermochte.

Ungeachtet des Eifers, mit dem Hiltepold das ihm lieb und teuer gewordene Heiligtum schilderte und

erklärte, entging ihm doch nicht, daß seine Begleiter, besonders zwei derselben, ungeduldig wurden. Ein gutmütiges Lächeln glitt über sein von zahllosen Falten durchfurchtes Gesicht. Er wußte, daß die Edelinge, und erst recht die im Alter der drei jungen Männer, wenig Sinn für die Gebilde kirchlicher Kunst hegten. Ein stolzer, fester Burgbau, ein Marstall mit feurigen Rossen, ein Saal mit blitzendem Gewaffe und glänzendem Rüstzeug bereiteten ihnen sicherlich mehr Freude als das Werk des Abtes Witigowo, dem die eigenen Mönche wegen seiner allzu großen Baufreudigkeit den Abtstab aus der Hand genommen. Das war vor etwa achtzig Jahren gewesen. Aber jetzt schon, wo man 1069 nach Christi Geburt zählte, gedachte man dankbar des rührigen Mannes, der die Reichenau mit prächtigen Bauten geziert.

Einer der Jünglinge trat dicht zu Hiltepold heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Greis nickte zustimmend und sagte: „Gerne, Herr Friedrich! Habt aber die Güte und helft mir die Tücher von den Fenstern an dieser Seite dort wegziehen. Ihr seid größer als ich, und zudem wollen meine Arme den Dienst versagen. Mir scheint, ich werde alt. Ja,

als Ihr, Herr Friedrich und Ihr, Herr Eberhard, bei uns auf der Schulbank saßet, da fühlte ich mich noch jung. Und es sind doch erst sieben Jahre her. Nun, wie Gott will."

Unterdessen hatte der gesprächige Alte, unterstützt von dem Jüngling, den er Friedrich genannt, die Vorhänge von den Fenstern in der Nähe des Chors beseitigt. In reicher Fülle strömte das Tageslicht herein und ergoß sich, alles verschönend und belebend, durch den weiten Raum.

Hiltepold schritt zu dem Altar, dessen kostbare Bekleidung aus starken Silberplatten weithin erglänzte. Plötzlich trat er zur Seite, wo er stehen blieb, so daß dem zunächst Folgenden ungehinderter Ausblick auf den Altar ward. Es war dies derjenige der Jünglinge, welchen der Mönch soeben nicht angesprochen und der ihm fremd zu sein schien. Aus dem Munde der beiden anderen hatte er ihn Dedi nennen hören.

Ueberrascht blieb Dedi stehen und nur mit Mühe unterdrückte er einen Ausruf des Staunens. Hiltepold lächelte befriedigt.

Von der Mitte des Altars her strahlte dem Jüngling sein eigenes Bildnis entgegen, während er die

fröhlichen Gesichter der beiden Freunde ihm über seine Schultern heiter zunicken sah.

Verwundert ob des unerwarteten Schauspiels trat Dedi noch näher, um den von kostbaren, echten Goldrahmen eingefaßten glänzend grünen Stein zu betrachten, der einem großen Spiegel gleich jeden Vorübergehenden und sich Nähernden zeigte.

„Herr Kaiser Karl hat unserem Kloster, als er die Sintlaz-Aue besuchte, diesen Schatz, den die Gelehrten Smaragd heißen, zum Geschenke gemacht. Unschätzbar ist er wegen seiner Größe und Klarheit, und ihr findet in der ganzen Christenheit nicht seinesgleichen," belehrte Hiltepold.

„Dann dürfet Ihr Herrn Karl wohl Dank wissen für solch ein herrliches Geschenk," meinte Dedi.

„Das geschieht auch, Herr. Dafür und für noch andere Wohlthaten gedenken wir des großen Kaisers in unseren Gebeten. Möge dem jungen Herrscher, der seit vorgestern bei uns weilet, seine Weisheit und sein Ruhm zu teil werden!"

Die anderen nickten beifällig zu den Worten des Mönches. Friedrich wandte sich zu seinen Begleitern und sagte: „Nicht jeder Kaiser und König kann dem

großen Karl gleichen, von dem bei euch im Norden wie bei uns im Süden Sagen und Lieder gar Wundersames erzählen. Doch glaube ich, daß auch Herr Heinrich die Welt noch von sich sprechen machen wird. Wenn ihm nur erst volle Freiheit geworden. Stark ist sein Arm, kühn sein Mut, und Thatenlust leuchtet ihm aus den Augen."

Die heidnischen Wenden haben es im vorigen Winter erfahren, daß Herr Heinrich trotz seiner Jugend ein Heer zu führen weiß," rief der andere Jüngling, den sie Eberhard hießen, mit lebhafter Geberde. „Hei, wie fuhr er in das halbwilde Volk, die Liutizen hinein, brach ihre Burgen und Tempel, zerstörte die teuflischen Götzenbilder und kehrte mit reicher Beute zurück. Nimmer, meine ich, könnte ich es meinem Vater vergessen, daß er mich nicht mit ausziehen ließ. Du, Dedi, warest glücklicher als wir, Friedrich und ich."

„Wahrlich, auch mir wäre gefahrvolle Kriegsfahrt lieber als unrühmliches Verliegen am Herd, selbst wenn der Herd sich am Königslager befindet," entgegnete Dedi. „Manches vergißt sich leichter, wenn Mühsal, Anstrengung und Gefahr uns umgeben, als

wenn Nichtsthun die Tage träge hinkriechen läßt wie die Schnecke am Wege."

Ernst, wie die Worte klangen, war auch die Miene, der Gesichtsausdruck des Sprechenden. Die ganze Erscheinung des Jünglings, der kaum fünfundzwanzig Jahre zählen konnte, stach auffallend ab gegen die der beiden anderen. Während diesen heller Lebensmut aus den blauen Augen leuchtete und ihr Antlitz, das ein noch weicher, flaumiger blonder Bart im ersten Wachstum nicht allzu reich bedeckte, deutlich Frohsinn und heitere Laune zeigte, sprach aus den edel geschnittenen Zügen Dedis ein Ernst, der nicht im Einklang stand zu seiner Jugend. Es war nicht das dunkle Haar, das in üppiger Fülle von dem stolz getragenen Haupte bis auf den kräftigen, schöngeformten Hals herabwallte, oder der gleichfarbige wohlgepflegte Bart, der ihn weit älter erscheinen ließ als seine nur zwei bis drei Jahre jüngeren Begleiter. In kühnem Schwunge wölbten sich über den tiefbraunen Augen dichte dunkle Brauen. Statt aber an der Innenseite der Augen in gleich schöner Form zu enden, liefen sie oberhalb der scharf geschnittenen Nase zwischen dieser und der hohen Stirne zusammen, hier eine fast gerade Linie bildend. Sie

gab dem Gesichte des jungen Mannes, den seine äußere Erscheinung sichtlich den edelsten Kreisen zuwies, einen allzu ernsten, beinahe düsteren Charakter.

Der alte Hiltepold hatte diese nicht gewöhnliche Bildung der Brauen sogleich wahrgenommen und bedenklich den kahlen Kopf geschüttelt. Im Volksmund galten solche Menschen für gezeichnet, und es war keine glückliche Zukunft, die man ihnen vorhersagte. Trotz der fünfzig und mehr Jahre, die verflossen waren, seitdem Hiltepold das Gewand der Söhne des heiligen Pirmin angezogen hatte, war er doch noch immer ein Kind des Volkes, das für ungewöhnliche Erscheinungen möglichst geheimnisvolle und unheimliche Erklärungen suchte.

In seiner Gutmütigkeit bemühte er sich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er wandte sich zu Dedi und sagte: „So kostbar dieser Schatz auch sein mag, wir besitzen hier noch einen andern, der diesen weit übertrifft."

„Welchen meinst Du, Hiltepold?" fragte Friedrich.

„Den Krug von der Hochzeit zu Kanaan," erwiderte der Alte und blinzelte mit den Augen, überzeugt, daß seine Worte gerechtes Erstaunen hervorrufen würden.

„Was, Hiltepold? Einen Krug von der Hochzeit zu Kanaan? Davon weiß ich ja gar nichts.“

„Hm,“ entgegnete der Greis lachend, „hm, Herr Friedrich, Ihr werdet es wohl vergessen haben. Unser Vater Kerard, der der äußeren Schule vorsteht, in welcher Ihr gewesen, meinte, die jungen Herren würden das, was sie hier gelernt, weit rascher verlernen, als es Zeit gekostet habe, sie zu lehren.“

„Vater Kerard mag recht haben,“ riefen die beiden Jünglinge heiter, während auch Dedi über des Alten Bemerkung lächelte.

Friedrich setzte hinzu: „Nur unvollkommen kenne ich noch einige der Psalmen, die wir abschreiben und auswendig lernen mußten. Rhetorik und Dialektik blieben uns, dem Himmel sei es gedankt, uneröffnete Geheimkammern; denn über die erste Abteilung, das Studium der Grammatik, kamen wir in den zwei Jahren nicht hinaus. Aber ich wette doch, trotz Vater Kerards schlechter Meinung von uns, daß ich noch mehr Latein kann als der Frühmesser zu Hachinga, das am Fuße des Zolorin liegt, auf dem unsere Burg steht. Doch nun zeige uns den Krug, Hiltepold, ich brenne vor Begierde, zu sehen, wie viel Durst die Juden hatten;

denn aus der Größe des Kruges schließe ich auf den Durst des Mannes."

Der alte Sakristan suchte in dem dicken Schlüsselbund, den er in eisernem Ringe am Lederriemen um die Lenden trug, und öffnete sodann eine kleine Thür an der Hinterwand des Altars. Mit ehrerbietiger Scheu und sorglicher Vorsicht hob er ein Gefäß aus dem Kasten und setzte es auf den Altar.

Neugierig traten die anderen nahe hinzu. Es war ein mäßig großer Henkelkrug aus grauweißem Marmor von der Form der Hydriae, wie sie auf altchristlichen Denkmälern sich dargestellt finden.

„Ist das der Krug von Kanaan?" fragte Friedrich „Wie kam der hieher?"

„Es mögen etwa hundertundfünfzig Jahre sein, da suchte ein berühmter Feldherr aus dem Orient, Bardo nennen ihn die Chronisten unseres Klosters, hier auf der Sintlaz-Aue Ruhe und Frieden, die er — merkt's euch, ihr jungen Herren — draußen nicht gefunden, wiewohl er ein mächtiger, vielvermögender Mann gewesen sein soll. Er war es, der dem damals regierenden Abte Heribraht dieses kostbare Geschenk machte."

Mit einem Gemisch von Ehrfurcht, Zweifel und Glauben betrachteten die Freunde das seltsame Gefäß. Der lustige Friedrich überwand zuerst den heiligen Schauer, den die Erzählung des Greises hervorgerufen. Er neigte sich weit vor und bog sein frisches Gesicht so tief es möglich war, in den Krug hinein.

„Was thut Ihr, Herr?“ fragte Hiltepold.

„Ich wollte untersuchen, ob es einer jener Krüge ist, an denen der Heiland das erste Wunder vollbrachte. Davon ist es jedoch keiner. Still, guter Hiltepold, Du darfst nicht glauben, ich zweifle daran, daß er aus Kanaan stamme, woher ihn Bardo kommen läßt,“ fügte der Jüngling ernst hinzu.

„Woran wollet Ihr erkennen, daß es keiner jener Krüge ist, von denen uns die heilige Schrift erzählt, wenn Ihr nicht bezweifelt, daß er von Kanaan ist, was ich wahrlich auch gar ungern sähe.“

„Ei, mich dünkt, das Wunder bestand darin, daß alle Krüge, die vorher mit Wasser gefüllt waren, durch den Willen des Heilands Wein enthielten. Sodann dünkt mich ferner, daß es nicht die schlechteste Sorte war, die an Stelle des Wassers getreten. In diesem Kruge da riecht es aber nach allem andern eher als

nach Wein," meinte Friedrich mit angenommenem Ernste, während Dedi und Eberhard über die Begründung des Freundes lachten.

„Allezeit rasch mit dem Urteil ist die Jugend und schießt dadurch gar leicht neben das Ziel," entgegnete Hiltepold. „Ihr vergesset, Herr Friedrich, daß seit dem Wunder von Kanaan wohl tausendundfünfzig Jahre verflossen sind. Wie soll da noch Weinduft im Kruge vorhanden sein?"

„Du hast recht, guter Hiltepold," beschwichtete der Jüngling den eifrigen Sakristan.

Wenige Minuten später verließen die drei Freunde die Kirche und schritten an dem prächtigen Bau vorbei, den Abt Witogowo für sich und seine Nachfolger im Amte gebaut, dem südlichen Ende der Insel zu.

Tief auf atmete Dedi.

„Die dumpfe Luft da drinnen beengte mir die Brust," wandte er sich zu den beiden anderen und sog die herrliche Frühlingsfrische mit sichtlichem Behagen ein.

„Schon allein der Gedanke, manche Stunde des Tages in diesem großen Steinsarg verweilen zu müssen, in den so wenig Licht und Luft zu dringen vermag,

schreckte mich ab, Mönch zu werden," rief Friedrich und streckte die kräftigen Glieder.

„Auch mich kam ein Frösteln an da drinnen. Hei, da lobe ich mir Sonne, Wald, Grün, Vogelsang und Blumenduft," rief Eberhard. „Kommt, laßt uns die Glieder regen, daß wir wieder warm werden. Heda Dedi, Du bist ja ein Schnellläufer, Du, Friedrich, hast um mindestens fünf Daumendicke längere Beine als ich, wir wollen sehen, wer zuerst dort oben den Hügel erreicht, auf dem Abt Werinhar den Luginsland erbaut hat."

Der Vorschlag fand Beifall, und auf ein gegebenes Zeichen stürmten die Jünglinge die Anhöhe hinauf. Man sah der edlen Bewegung und Haltung des Körpers an, daß auch der Wettlauf zu den Leibesübungen gehörte, welche sie pflegten.

Fast zu gleicher Zeit kamen die Freunde oben an. Mit beiden Händen strich Dedi das reiche Haar aus der Stirne zurück und rief blitzenden Auges: „Wahrlich, das lohnt sich! Welch herrliches Bild! Nimmer hätte ich geglaubt, daß ich es irgendwo so schön fände, wie in meiner Heimat. Doch hier ist's schöner!"

Und wieder ließ der Jüngling die leuchtenden

Augen rundum schweifen. Sein sonst von melancholischem Hauche leicht umdüstertes Antlitz strahlte jetzt in freudigem Genuß an dem Schönen, was er erblickte. Rings von glitzerndem Wasser umgeben lag die mit dem ersten zarten Grün der neu erwachten Natur bekleidete Insel. Fast in der Mitte des Eilandes, das sich in halbstündiger Breite und mehr als fünffacher Länge von Südosten nach Nordwesten ausdehnte, ragten über den zahlreichen Obstbäumen die Klosterbauten hervor.

Zu weit waren die Ufer des Sees entfernt, als daß das Auge einzelne Gegenstände hätte erkennen können. Im Süden jedoch blitzte in den Strahlen der Sonne das Kupferdach der Konstanzer Bischofskirche aus dem Duft, den Wasser und Luft einem blaugrünen Schleier gleich gewoben. In weitem Bogen umgab den Horizont vom Westen bis zum Osten hinaus ein Kranz herrlich geformter Berggipfel, deren blaue, gigantische Glieder zum größten Teile noch mit weißschimmerndem Schnee bedeckt waren.

„Deine Heimat ist schön!“ wiederholte Dedi und wandte sich zu Eberhard. „Du sagtest mir gestern, der Stammsitz Deines Hauses liege nicht weit von hier.

Soll ich ihn dort suchen, wo uns zunächst mehrere prächtige Berge von jenem Ufer aus zuwinken?"

„Nein, Dedi," entgegnete Eberhard, den das Lob der Schönheit seiner Heimat erfreute, „das sind die Höhen des Hegaus; siehst Du, der erste dort, der sich so trotzig aus der Ebene erhebt und dasteht, als sei er der Herrscher der anderen, das ist der Twiel. Die Nelloburg aber, wo ich meine Kindheit zubrachte, die liegt dort im Norden. Wahrhaftig, ich sehe sie deutlich! Schau meinem Finger nach, Dedi, die Sonne beleuchtet gerade den Bergrücken, auf dem ein Ahn' unseres Hauses, Siegefried hieß er, und das Volk im Hegau singt noch Lieder, die seinen Ruhm und seine Güte künden, die Burg erbaute. Mein Vater, Du weißt ja, daß er, wie seine Ahnen, Landgraf im Hegau ist, vergrößerte sie. Ich wünschte, ich könnte Dich und Friedrich hingeleiten. In zwei Stunden erreichten wir sie mit unseren Pferden."

„Dein Vater sollte den König einladen, seine Stammburg zu besuchen," meinte Friedrich.

„Daran ist nicht zu denken," erwiderte Eberhard, dessen offenes, frisches Gesicht sich unmutig faltete. „Nachdem gestern Nachmittag der Erzbischof hier an-

gekommen ist — wer ihn auch nur auf unsere Fährte gewiesen hat — ist daran nicht mehr zu denken. Bis tief in die Nacht hat er bei dem Könige gesessen, und ich fürchte, daß es nichts Gutes ist, was er ihm rät. Ich habe meinen Vater heute früh nur wenige Augenblicke gesehen; er schien mir sehr ernst."

„Ich hasse Siegfrid," rief Dedi leidenschaftlich aus. „Wahrlich, nimmer fühle ich mich wohl in der Nähe Annos, wenn er seinen erzbischöflichen Stuhl zu Köln verläßt und an das Hoflager des Königs kommt. Freudiges bringt er selten für Heinrich! Sein Ernst, seine Strenge, die Unbeugsamkeit, die sich in seinem ganzen Wesen ausprägt, drückt mich nieder, als laste ein Alp auf mir. Aber ich glaube fest, daß er es nach seiner Weise gut mit dem Könige meint. Der Mainzer aber, Siegfrid, der den Anno am liebsten in der Glorie des Himmels sähe, daß er seinem Ehrgeiz nicht weiter im Wege stände, der denkt nur an sich und seinen Vorteil."

„Du sprichst hart von dem Kirchenfürsten, Dedi. Da Du ihn nicht liebst, vielleicht auch besonderen Grund hast, ihm nicht wohlwollend gesinnt zu sein,

so urteilest Du schärfer über ihn, als er verdient," meinte Friedrich begütigend.

„Ich weiß, daß Du gut bist und am liebsten mit allen Menschen Freundschaft hältst," entgegnete Dedi und reichte dem Freunde die Hand, die dieser fest in die seinige schloß. „Mögest Du nie lernen, Mißtrauen gegen andere zu hegen, dann bleibst Du glücklich. Nicht das Glück macht argwöhnisch, sondern das Unglück und Mißgeschick," fügte er ernst hinzu und ließ die dunklen Augen ziellos über die weite Wasserfläche gleiten, die ein frischer Wind in stärkere Bewegung setzte.

„Seht dort!" rief Eberhard plötzlich und streckte die Rechte nach der Richtung aus, in der die stolze Pfalz des Abtes lag, die zugleich den vornehmen Gästen des Klosters zur Wohnung diente, so oft solche die Abtei besuchten. „Seht, da sind sie schon wieder beisammen! Das ist doch der König und Siegfrid? Wie der Erzbischof eindringlich auf Heinrich einspricht! Auch der König ist sehr lebhaft. Die rasche Bewegung seiner rechten Hand deutet es an. Was sie nur haben?"

„Des Reiches ehemalige treue Verweser werden wohl wieder Vorschläge zu machen haben, die dem Könige

mißfallen. Und gar leicht mißfällt ihm, was die ihm raten, mag es nun Siegfrid sein, oder Anno, oder auch der stolze Adalbert, Bremens hochstrebender Erzbischof," warf Dedi ein.

„Du vergißt Otto von Nordheim, den ich für schlimmer halte als alle diese geistlichen Herren. Ich müßte mich arg täuschen, wenn der nicht selbst nach der Krone schielte, und mehr wie einer sprach es offen aus, daß der Bayernherzog bitter enttäuscht war, als Heinrich im verflossenen Jahre von dem schweren Siechtum genaß, in das er durch all den Aerger gesunken, den ihm die Fürsten, weltliche wie geistliche, von Kindheit auf bereiteten," sagte Eberhard.

Dedi faßte mit beiden Händen den weißen Ledergurt, der seine nervige, schlanke Gestalt oberhalb der Hüften umschlang, das Zeichen der Schwertleite, die er schon empfangen und ihn den Rittern beigesellt hatte, während die Freunde noch der hohen Auszeichnung harrten, und entgegnete gereizt: „Wohl hältst Du den für den schlimmsten von allen. Wo immer der die Hand im Spiele hat, da ist Falschheit und Untreue. Wie könnte es anders sein? Ist er doch auch meiner Stiefmutter vertrauter Ratgeber."

„Nun ist es genug!“ rief Friedrich in gutmütigem Zorn. „Was ficht euch an, in dieser herrlichen Umgebung, wo alles Wonne atmet, von Menschen zu reden, die ihr nicht liebet, und trübe Erinnerungen wach zu rufen, die am besten auf immer schlafen! Jetzt, wo endlich Frühling geworden, wo der Wald laubet, die Aue sprießet, der See im Strahle der Sonne glost, wo die Vöglein wieder singen und alles jubelt, daß Griesgram, der Winter, der Herrschaft verlustig gegangen, da sollet ihr singen, nicht aber Grillen fangen.“ Und mit wohllauter Stimme sang der heitere Jüngling:

„Hei, hei, hei! Warum sollt ich trauern?
Nun rühret mich der Mai!
Schlag, schlag, schlag auf mit Freuden!
Mein Trauern ist entzwei.“

„Friedrich hat recht!“ rief Eberhard. „Was kümmern wir uns um Dinge, die nicht unsere Sache sind! Noch sind wir nicht des Königs ernste Räte, sondern unsere Aufgabe ist, ihn zu erheitern, wenn Sorge und Mißmut ihm die junge Stirne kraus ziehen. Wir müssen etwas Lustiges ausdenken, was ihm und uns Freude macht. Laß sie ziehen! Glücklicherweise

gehen sie nach dem andern Ende der Insel zu. Ob mich Herr Heinrich noch hört?"

Mit heller Stimme sang Eberhard:

„Kuckuck hat sich zu Tode gefallen
Von einer hohlen Weiden;
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil' vertreiben?"

Da hub Friedrich sogleich an und gab die Antwort:

„Ei, das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
Wann andre Vöglein schweigen."

Und als nun die beiden die zwei letzten Zeilen in anmutigem Zusammenklang der Stimmen wiederholten, während sie sich mit den Händen zum Reigen faßten und im Takte hin und her wiegten:

„Sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
Wann andere Vöglein schweigen",

da heiterten sich auch Dedis ernste Züge auf und mit Liebe im Auge schaute er auf die frohen Genossen.

Sie waren ihm, dem Heimatlosen, Bruder, Schwester, Eltern. Sie hatten ihn, der trotz seiner

Jugend schon argwöhnisch gegen die Menschen geworden, dessen bisheriges Leben arm an Freuden, reich an Bitterkeit gewesen, gelehrt, die Menschen für besser zu halten, als er bis daher von ihnen gedacht. Ihnen war es durch ihre treue Freundschaft, die, frei von Eigennutz, mehr für den Freund als für den eigenen Vorteil allzeit bedacht schien, gelungen, das Herbe in seinem Wesen zu mildern und ihn freudiger in die Zukunft schauen zu lassen als vorher.

Der frische Wind, der von Osten her über den See strich, hatte sich mittlerweile noch verstärkt, ohne jedoch die gegen Wind und Wetter gefeiten Jünglinge irgendwie zu belästigen. Die wunderbare Klarheit der Frühlingsluft, das melodische Rauschen der am Ufer anschlagenden Wellen, deren brechende Kämme mitten auf der glänzenden See in den Strahlen der Sonne schneeweiß schimmerten, wie das Vlies frischgewaschener Schafe, das geheimnisvolle und doch bezaubernd und erhebend zugleich auf Körper und Geist einwirkende Walten, Schaffen, Sprießen und Sprossen der sich verjüngenden Natur, erfüllte die Freunde mit so innigem Behagen, daß sie weit entfernt waren, an Aufbruch zu denken.

Am Fuße des Luginsland, der aus mächtigen Buckelsteinen erbaut war, die je drei und drei durch starke Eisenklammern verbunden wurden, stand eine roh gearbeitete Steinbank. Die drei ließen sich nieder, reckten und streckten die nervigen, wohlgebildeten Glieder in den warmen Strahlen der Sonne und ergaben sich einer behaglichen Trägheit.

Friedrich hatte ein junges Buchenblatt, das lichtgrün erst vor wenigen Tagen der braunen, spitzen Knospenhülle entschlüpft sein mochte, gepflückt, zwischen Zunge und Lippe gelegt und ahmte nun geschickt allerlei Vogelrufe nach. Eberhard summte die Worte eines Leichs, der von Tanz und schönen Dirnen zu sagen wußte. Dedi betrachtete schweigend das herrliche Schauspiel, das sich von der Höhe über See und Gebirge darbot. Verwundert und bewundernd glitt sein Blick von den gewaltigen Bergriesen, die tief drinnen im Schweizerlande über alle anderen in nebeliger Ferne sich erhoben, bis zu den mächtigen Formen des Säntis, der den Beschauern zunächst seinen silberglänzenden Scheitel zum blauenden Himmel emporstreckte.

Jetzt hob er den Kopf, schaute zu dem an seiner Rechten sitzenden Friedrich und sagte:

„Ganz neu war mir, daß Du die Kloster-schule hier besuchtest. Hattest Du gar Absicht, Mönch zu werden?“

„Bis jetzt habe ich noch kein Tröpfchen geistlichen Blutes in mir zu entdecken vermocht. Anders jedoch dachte mein Vater Burkhard und besonders meine gute Mutter, die keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als einen ihrer Söhne im geistlichen Gewande zu sehen. Nun war ich leider der Zweitgeborene. Während mein Bruder Wezel als Stammältester zum Erben des Hauses und Fortpflanzer des Geschlechtes bestimmt war, sollte ich in die Schule der gelehrten Reichenauer Mönche gehen.“

„Was ihm zur großen Freude gereichte,“ fiel Eberhard lachend ein. „Sehe ich doch noch sein Gesicht vor mir, als er uns in der äußeren Schule zugesellt wurde. Wahrlich, das Weinen war ihm näher als das Lachen.“

„Du hattest gut lachen,“ entgegnete Friedrich, „Dir drohte nicht, zeitlebens in die Kutte gesteckt zu werden und Dein Haar unter der Schere lassen zu müssen. Denke Dir nur, Dedi, einem freien Manne das Haar bis nahe an die Kopfhaut zu schneiden

und dann noch rund herum dicht über den Ohren einen Kranz zu scheren!"

„Da setzest Du doch lieber das Rosenkränzlein eines reigentanzenden Mägdleins auf," meinte Dedi.

„Ganz gewiß, und lohne es ihr mit einem Kuß, wenn sie hübsch und jung ist. Doch laß mich weiter erzählen, zum Lachen ist es nicht, was ich euch berichte."

„Es sind nunmehr neun Jahre her, daß Dich Dein Vater, Graf Burkhard, hieher brachte; ich weiß es noch sehr wohl. Mein Vater, der damals auf der Nelloburg weilte, kam mit ihm. Große Ehre thaten ihnen der Abt und die Mönche an; denn beide galten gar viel auf der Reichenau."

„Das ist wahr, Eberhard. Dein Vater hatte unlängst dort drunten in Schaffhausen, wo der Rhein den lustigen Sprung in die Tiefe macht, daß es zischt und schäumt wie in einem Braukessel — das solltest Du sehen, Dedi — ein neues Kloster zu Ehren aller gegenwärtigen und zukünftigen Heiligen gegründet. Zudem liegt die Reichenau in dem Hegau, über welchen Eberhards Vater befiehlt und Recht spricht."

„Und aus eurer Sippe soll der heilige Meinrad

hervorgegangen sein, den die Reichenauer kaum weniger hochhalten, als ihren Stifter Pirmin. Daß Du aber niemals ein heiliger Friedrich werden würdest, das erkannte ich schon nach wenigen Tagen."

„Leider waren meine Eltern anderer Ansicht als Du, Ausbund von Klugheit und Lebenserfahrung. Aber unterbrich mich nicht weiter, sonst erfährt Dedi nimmer, was er zu wissen begehrt. Zwei Jahre blieb ich hier, machte manchen losen Streich, übte mich aber auch tüchtig mit Malen der Buchstaben auf den wächsernen Schreibtafeln, schrieb sogar auf geglättetes Pergament mit dem Schreibrohr und lernte fleißig aus dem trockenen Donatus die Goldregeln der Grammatik, wie Vater Kerard sagte. Eines Tages ließ mich Abt Udalrich rufen und teilte mir unter herzlichen Trostworten mit, daß sowohl mein guter Vater als auch mein älterer und einziger Bruder Wezel in einer Fehde mit Hatto, dem Gaugrafen der Hattenhuntare und des Süllichgau, gefallen sei. Das war im Sommer das Jahres 1061."

„Besser, den Vater auf diese Weise verloren zu haben, als des lebenden Vaters Liebe unverschuldet auf immer zu verlieren," warf Dedi ein, während

ein halb trauriger, halb bitterer Zug seinen Mund umzog.

Friedrich fuhr fort: „Du kannst Dir den Schmerz meiner Mutter vorstellen. Ich war eigennützig genug, in dem herben Leid, das mir der jähe Verlust meines Vaters und des Bruders, den ich innig geliebt, verursachte, Trost in dem Gedanken zu finden, daß es nun aus sei mit dem Plane, mich zum Geistlichen zu machen. Wohl hatte mein Bruder Wezel, der kaum zwei Jahre vorher geheiratet, einen Sohn Adelbert hinterlassen. Doch gering ist die Hoffnung auf ein schwaches Kind, das noch nicht der Mutterbrust entwöhnt. Die Fortdauer unseres Geschlechtes durfte nicht auf so schwache Füße gestellt werden. Anders dagegen dachte meine Mutter. Sie wünschte nun erst recht, daß ich der Welt entsagen sollte, um für die Gefallenen lebenslang zu beten. Glücklicherweise kam es anders. Man setzte der Mutter und mir einen Munt und wählte hierzu Graf Rudolf von der Nelloburg, den Bruder von Eberhards Vater. Hoffentlich lernst Du den trefflichen Mann noch kennen; er sitzt auf der Nelloburg, da Graf Eppo durch seine Stellung als langjähriger vertrauter Rat Kaiser Heinrichs, des

Vaters, unseres Königs und dessen Gemahlin Agnes keine Zeit hatte, sich der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter zu widmen. Graf Rudolf achtete und schonte den Schmerz meiner armen Mutter und ließ deshalb vorerst keine Aenderung in meiner Lebensweise eintreten. Er ging von dem Gedanken aus, daß nach Jahresfrist, wenn erst die Wunde im Herzen meiner Mutter sich mehr geschlossen, sie zugänglicher sein würde für eine andere Gestaltung meiner Zukunft. Und so geschah es. Noch ein Jahr blieb ich hier auf der Schule. Dann willigte meine Mutter ein, daß ich aus dem Kloster genommen und bei meinem Munt mit Eberhard zusammen ritterliche Erziehung erhalten sollte."

„Und so durftest Du alle die Jahre mit Eberhard vereint eine frohe Jugend genießen, fandest in ihm einen treuen Gesellen, in seinem Vater einen väterlichen Fürsorger und hattest zugleich das Glück, die Liebe Deiner Mutter zu besitzen," warf Dedi ein.

„Ja, Dedi, Graf Rudolf that alles, mir den Vater zu ersetzen, Eberhard" — hier reichte Friedrich mit warmem Drucke dem Freunde die Hand — „ward mir der liebste Trautgeselle und mehreremale im Jahre weilte ich bei meiner Mutter, bis, bis auch sie vor

nunmehr zwei Jahren starb. Graf Rudolf nahm hierauf meine einzige Schwester Himeltrud ebenfalls zu sich, bis sie vor Jahresfrist, als Eberhard und ich an das Hoflager des Königs gerufen wurden, auf Verwenden von Eberhards Vater zur Königin Bertha kam, die sie einer Schwester gleich und wie eine Freundin in ihr Herz geschlossen hat. Dort hast Du Himeltrud kennen gelernt oder sie doch schon öfter gesehen, wenn auch Heinrich gar selten mit Bertha am gleichen Orte verweilt."

Dedi hatte bei den letzten Worten Friedrichs sich weit vornübergebeugt und las kleine Kieselsteine auf. So entging den anderen, daß plötzlich aufsteigende Röte sein schönes Antlitz bedeckte und die braunen Augen in hellem Glanze aufleuchteten.

„So, nun weißt Du, wie ich der Klosterschule entging und der Gefahr zugleich, gegen meinen Wunsch Pfaffe zu werden."

„Damit aber auch der sicheren Aussicht beraubt wurdest, einst ein so einflußreicher, mächtiger Kirchenfürst zu sein wie Dedis Freund Siegfrid, oder Anno, der Erzkanzler des Papstes und weiland Regent des deutschen Reiches," meinte Eberhard lachend.

„Gerne verzichte ich auf diese Aussicht. So allgebietend, angesehen und reich diese Herren auch sein mögen, nimmer tauschte ich mit ihnen.“

„Du sagtest eben, daß Dir der Vater und der Bruder am gleichen Tage in einer Fehde erschlagen wurden. Wo geschah das und was war der Grund des Haders?“ fragte Dedi.

„Wenn Du von hier in nördlicher Richtung reitest, gelangst Du in weniger als fünf Stunden an die Grenze des Hegaus. Dort beginnt der Scherragau, dessen Gaugrafen aus unserer Sippe waren seit mehreren hundert Jahren bis zu meinem Vater. Heute noch ist es der größte der schwäbischen Gauen, ehedem aber sollen seine Grenzen sich noch viel weiter ausgedehnt haben als jetzt. Und das muß auch wohl sein, denn jenseits der Nordgrenze desselben in der sich anschließenden Hattenhuntare, einem kleinen Gau, der zu dem abermals im Norden sich anfügenden Süllichgau gehörte, liegt die Stammburg unseres Geschlechtes. Mitten aus der fruchtbaren Ebene ragt der stolze Berg mächtig empor. Wie unser Burgpfaffe uns oftmals erzählte, diente er den ehemals heidnischen Bewohnern des Gaues als Opferstätte zur Verehrung der Sonne, woher er

den Namen mons Solarius erhielt. Du siehst, ich habe nicht alles Latein vergessen, wie Vater Kerard meint. Aus diesem Namen ward dann Zolorin. An Stelle des Götzentempels bauten meine Ahnen dem Himmelsfürsten Michael eine Kapelle, die noch heute oben steht. Später errichteten sie neben dieser Kapelle eine Burg, die sie wie den Berg Zolorin hießen."

„Und darnach nennt sich euer Geschlecht die Grafen von Zolorin, ein Name, der auch im Norden ruhmvollen Klang hat."

Friedrich dankte dem Freunde, indem er den blonden Kopf neigte, und fuhr fort: „Zwischen meinem Vater Burkhard und Hatto, dem Grafen der beiden genannten Gaue, herrschte schon lange Feindschaft. Jener zählte zu den treuesten Anhängern des verstorbenen Kaisers, dieser hielt hartnäckig zu dessen Gegnern. Da nun unsere Burg in Hattos Gau lag, wir auch um diese herum auf mehrere Stunden Umkreis viele Besitzungen und manche Rechte besaßen, so mußte es immer wieder zu Streitigkeiten kommen. Nach dem Tode Heinrichs, des Vaters unsers Königs, glaubte Hatto ungestrafter schalten zu können und ging endlich so weit, unserer Sippe den Zutritt zur Stammburg zu wehren, wenn

nicht mein Vater ihm zuvor Zugeständnisse mache, die sowohl unseren Besitz als auch unsere Ehre geschädigt hätten. Als Antwort wehrte nun mein Vater jenem den Zutritt zur Hattenhuntare, die überdies weit mehr zu unserem Hausbesitz gehörte als zu dem Hattos. Unweit Osterdingen, der Malstätte des Gaus, kam es zur Schlacht, die für uns siegreich war, meinem Vater aber, sowie meinem Bruder, wie ich schon erzählte, das Leben kostete."

„Und was that Hatto?" fragte Dedi.

„Auch ihn trugen sie auf dem Schilde todwund und sterbend aus der Schlacht. Nun ist unsere Stammburg frei, und weitausschauend ragt sie, ein mächtiger, stolzer Bau, einem Adlerhorste gleich, über alle anderen Burgen und Berge empor," fügte Friedrich hinzu, während seine hohe, kräftig gebaute Gestalt sich selbstbewußt streckte und die graublauen Augen in hellem Leuchten blitzten.

Die Jünglinge schwiegen, jeder für sich das Vernommene in seiner Art überdenkend.

An dem kurz vorher noch tiefblauen Himmel war eine Veränderung vor sich gegangen. Der Wind hatte seine östliche Richtung gewechselt und wälzte nun von

Westen her dunkles Gewölk in raschem Fluge vor sich her. Die Schneeberge und selbst die Höhen des Hegaus waren verschwunden. Eine graublaue, mächtige Wand türmte sich im Westen auf. Stärker stieß der Wind in den See, dessen Schwingungen unruhiger, unstäter und aufgeregter wurden. Höher stiegen die Wellen, immer dichter brachen sich die Kämme derselben an einander, schon nicht mehr glänzend weiß, sondern in unfreundlichem, düsterem Grau das dunkle Gewölk des Firmaments widerspiegelnd. Fern im Westen zuckten durch das Graublau der immer mehr sich verdichtenden Wolkenwand kurze Blitze auf, noch nicht vom Donner begleitet, aber sichere, unheimliche Vorboten eines nahenden schweren Gewitters.

Die Aufregung, die sich der eben noch so friedlichen Frühlingsnatur bemächtigt, machte auf die drei Freunde wenig Eindruck. Ihre Unterhaltung wurde noch nicht von dem aufziehenden Wetter beeinflußt, und keiner von ihnen dachte daran, den hochgelegenen, schutzlosen Ort, an dem sie weilten, zu verlassen und die Obdach bietenden Räume der Abtei aufzusuchen.

Dedis Gedanken weilten noch bei der Erzählung des Freundes und besonders bei jenen Worten, welche

das Schicksal Hattos erwähnt. Ein Ausfluß dieses Gedankenganges war es, daß er sich zu den Freunden wandte und fragte: „Wer von euch deutet das Rätsel: Wie heißt das Tier, das Degen schützt, blutigen Rücken trägt und Wunden vorne, Speeren begegnet, sein Leben hingibt, seinen Leib in Mannes Hand legt?“

„Das ist wahrscheinlich ein Thüringer Tier, ich kenne es nicht,“ meinte Eberhard.

„Auch ich weiß Dein Rätsel nicht zu deuten,“ fügte Friedrich hinzu.

Da lachte Dedi und rief: „Ein Thüringer Tier ist's freilich, aber die Franken haben es auch und die Schwaben nicht minder. Nimmer glaube ich von euch, daß ihr es schutzlos in der Schlacht ließet und lieber auf ihm, als ohne es vom Kampfe zurückkehrtet.“

Da riefen beide zugleich: „Der Schild ist es, der Schild! Nun wissen wir es.“

„Auch andere hätten es nunmehr geraten, die weniger klug sein mögen als ihr,“ entgegnete Dedi mit gutmütigem Spott.

„Immer habe ich gefunden, daß es leichter ist, Rätsel geben als Rätsel lösen. Laß sehen, ob Du eine Ausnahme machst, Dedi,“ meinte Friedrich.

„Laß hören!“

„Wer sind die Bräute, die auf Landungsklippen gehen und die Bucht entlang fahren? Hartes Bett haben die weißgeschleierten Weiber und bei Seestille spielen sie wenig.“

„Nicht weit braucht man zu suchen, um die weißgeschleierten Weiber zu sehen. Dort wogen sie auf und ab und fahren die Bucht der Insel entlang. Die Wellen des Meeres, des Sees sind es,“ antwortete Dedi.

„Sie werden ungestüm da unten und verschlingen die Glieder wie fahrende Tänzer, die, Lohn heischend, ihr Gaukelspiel treiben. Mich dünkt, ein Unwetter ist im Anzug,“ sagte Friedrich.

„Und mich dünkt, es ist nimmer weit. Seht, wie der See dunkler und dunkler wird. Gut, daß wir hier stehen. Von keinem Platze aus könnten wir bessere Ausschau halten,“ fügte Eberhard hinzu. Dann fuhr er fort: „Nun ist's an mir, ein Rätsel aufzugeben. Hört! Wer ist der Finstere, der über den Boden fährt; Wasser und Wald, Berge und Thäler verschlingt er, Sturm fürchtet er, Männer nicht, mit der Sonne streitet er in heftigem Hader?“

„Das ist die Nacht,“ riet Friedrich.

„Gut geraten, aber falsch, Trautgeselle,“ lachte Eberhard. „Ich wüßte nicht, daß die Nacht den Sturm fürchtet. Sonst allerdings trifft Deine Lösung zu.“

„Auch ich hätte auf die Nacht geraten,“ sagte Dedi. „Schwer ist Dein Rätsel, Eberhard. Ich glaube, es ist eines jener Wunder, die man außen vor Delings Thüre sieht.“

„Ganz recht, Dedi! Vor Delings Thür, vor Tagesanbruch, im Dämmerschein, siehst Du das, was mein Rätsel raten läßt, am ehesten. Wann aber die Sonne kommt, dann bricht der Hader los.“

„Nun weiß ich's,“ rief Friedrich frohlockend. „Der Nebel ist's.“ —

Immer höher stieg die Wolkenwand im Westen. Die jenseitigen Ufer des Sees waren verschwunden. Die wildbewegte Oberfläche des Sees verschwomm grenzenlos mit der grauen Dunstschicht, welche den nahe gerückten Horizont einkreiste.

Das Düsterblau des Himmels hatte sich in Bleigrau verwandelt, aus dem hie und da fahlgelbe, häßliche Wolkenschichten unheimlich und drohend hervortraten.

Und mit der Färbung des Himmels verwandelte sich auch der Anblick des grollenden Sees. Die hellen Schleier der Wellenbräute hatten die schmutzige Farbe der Fledermausflügel und staubigen Spinngewebes angenommen.

Gleich dem rosigen, lieblichen Antlitz der kaum zur Jungfrau erblühten Maid mit dem Zauber der Kindesunschuld auf den sammetweichen Wangen und in den arglos, glückhoffenden Augen hatte vor kaum einer Stunde der See die Beschauer entzückt. Und jetzt bot das brausende Gewoge den Anblick eines zu früh gealterten Menschen, dem wilde Leidenschaften, ungezügelte Begierde, Haß, Mißgunst und Neid wie mit ehernem Stichel sein verlorenes Leben in das Gesicht gegraben.

Zweites Kapitel.

Eberhards scharfe Augen hatten sich nicht getäuscht, als er, von der Anhöhe des Luginsland aus, den Freunden die zwei Männer gezeigt, welche das palastähnliche Wohngebäude des Abtes verlassen, um ihre Schritte dem Nordende der Insel zuzuwenden.

Um mehr als Hauptesänge überragte des Jüngeren hohe Gestalt den Begleiter, der an seiner linken Seite schritt. Wiewohl noch nicht volle neunzehn Jahre zählend, war der jugendliche deutsche Herrscher doch schon in männlicher Kraft entwickelt. Um die Hüfte, an weißem Ledergurt, der mit edlen Steinen verziert war, hing zur linken Seite, etwas nach vorne gerückt, das breite, lange Schwert. In einfacher schwarzer

Lederscheide steckte es, dagegen zeigten Wehrstange und Knauf kunstvolle Arbeit.

Eine halblange, hellrote Tunika mit breiter Goldborte ringsum, auf der rechten Schulter von einer Goldspange gehalten, hing in reichem Faltenwurf um den schlanken, edelgebauten Körper. In dem schön gebildeten, offenen Antlitz prägte sich angeborene Herrscherwürde aus, gehoben durch die kühngeformte Adlernase und die großen, klaren Augen.

In der ganzen Erscheinung Heinrichs IV. lag neben gebietender Hoheit der mildernde Reiz der Jugend. Aber gerade der letzteren fehlte ihr Hauptschmuck: das Sorglose, die strahlende Heiterkeit. Zu ernst schauten die Augen, und zwischen den dichten Brauen trat schon eine Falte hervor, die senkrecht zur Stirne sich hinzog. Der Blick des jungen Königs konnte bezaubernd wirken, wenn er, was nicht selten war, Freundlichkeit, Milde, herzliches Wohlwollen aussprach. Aber wenn leidenschaftlicher Zorn, wenn das schon in der jungen Brust allzu reich entwickelte Mißtrauen in ihnen aufzuckte, dann erhielten Heinrichs schöne Züge einen drohenden, Furcht einflößenden Ausdruck.

„Ihr glaubt also sicher, daß man in Rom meinem sehnlichsten Wunsche sich willfährig zeigen wird, Siegfrid?“ wandte sich der König, nachdem er geraume Zeit schweigend seinen Weg verfolgt, an seinen Begleiter, den Erzbischof von Mainz. Der angesehene Kirchenfürst, ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, von kaum mittlerer Größe, trug einen kurzen Bart. Weder in seiner Kleidung, welche die eines wohlhabenden, vornehmen Reisenden war, noch in seinem Gesicht, das Klugheit und Verstand, aber keine Vertrauen erweckende Offenheit aussprach, zeigte sich sein hoher geistlicher Stand.

„Was meinerseits geschehen konnte, das habe ich gethan,“ entgegnete der Erzbischof ausweichend. „Es wird große Kämpfe gekostet haben und noch kosten, um den Papst Eurem Wunsch geneigt zu machen; denn höchst ungern unternimmt die Kirche einen solchen Schritt.“

„Kann mir versagt werden, was man dem Normannen Wilhelm bewilligte? Oder sollte der Papst dem deutschen Herrscher abschlagen, was jener ohne sondere Mühe erlangte?“ fragte Heinrich gereizt.

„Ich hoffe es nicht. Ihr meint zwar, es sei günstig,

daß Rom die Ehe des tapfern Normannen aufgelöst, und Ihr denkt: ‚Gleiches Recht für uns beide, für ihn und für mich.‘ Ich halte dafür, daß es besser gewesen wäre, wenn Ihr vor Wilhelm dem Papste Eure Bitte hättet vortragen können. Man wird in Rom — und, wie mich dünkt, mit Recht — bedenklich werden, daß jener Ehescheidung so bald eine zweite folgen soll.“

„Keine Gnade will ich, mein Recht ist es, das ich fordere, und daran kann der Zufall, daß ich dasselbe verlange, was Wilhelm erreichte, doch nichts ändern,“ rief Heinrich.

„Beruhigt Euch, Herr, ich vertraue, daß Euer Wunsch Erhörung findet. Nicht Furcht, es könnte anders sein, wollte ich in Euch erregen, nur solltet Ihr erkennen, daß große Schwierigkeiten der Angelegenheit im Wege stehen. Ich denke, daß es mir geglückt, sie hinwegzuräumen. Gelang es mir, des Papstes rechte Hand, Hildebrand, für uns, für Euch zu gewinnen, dann ist alles gut. Denn Hildebrand beherrscht den Papst wie ganz Rom. Sein Wille ist mächtiger, als der irgend eines andern Kirchenfürsten. Das Haupt der Kirche heißt zwar Alexander, doch der

diesem Haupte die Gedanken gibt, der die Hand des Papstes führt, das ist Hildebrand. Wißt Ihr, wie Kardinal Petrus Damiani, der alte Eremit von Fonte Avellana, der heißblütige Kirchenverbesserer, von Hildebrand sagt? Petrus nimmt nie Honig auf die Lippen, wenn er spricht, auch hier nicht. Höret: Willst du leben in Rom, so künde es laut auf den Gassen: Mehr als des Herrn Papstes Gnade, vertrau' ich dem gnädigen Papstherrn."

„Und der gnädige Papstherr?"

„Ist kein anderer als eben Hildebrand."

„Kaum erinnere ich mich seiner. Doch weiß ich und hörte es oft von meiner Mutter, daß er uns Deutsche liebe, und ganz besonders habe ihm mein Vater viele Freundschaft und vieles Gute erwiesen."

„Und so hofft Ihr, daß er sich von der Erinnerung an Euren Vater, an die Zeit, die er am Hoflager Eurer Eltern zugebracht, leiten ließe und Euch bewillige, was er in anderem Falle nicht thun würde?" meinte Siegfrid mit zweifelndem Lächeln. „Darin täuscht Ihr Euch, und es beweist mir, daß Ihr Hildebrand nicht kennt. Für den Archidiakon der römischen Kirche gibt es überhaupt keine Regung des Gefühls,

die seine Handlung beeinflussen könnte. Als ich ihn einst nach seinen Eltern fragte, anwortete er mir: Der heilige Petrus und die heilige Maria sind meine Eltern. Er kennt nur eine Liebe, das ist die zur Kirche. Er besitzt nur einen Ehrgeiz, das ist der, die Kirche groß zu machen, zur Herrscherin der Erde."

„Warum bestieg er dann nicht selbst den päpstlichen Thron?" fragte Heinrich, den die Schilderung Siegfrids fesselte.

„Hildebrand hat sechs Päpsten gedient, einen gestürzt, die Macht und das Ansehen aller gefördert. Er hätte nur zu wollen nötig gehabt, und nicht Alexander, sondern er, der Mönch vom Aventin, säße auf dem Stuhle Petri. Warum er nicht das Oberhaupt der Kirche sein will, ist noch ein Rätsel. Großartige Pläne hegt er, und was er beginnt, muß auch durchgeführt werden. Vielleicht daß er glaubt, der rechte Augenblick, der Zeitpunkt sei noch nicht gekommen, in welchem er der Kirche Schiff besteigt, um ihre Weltherrschaft zu gründen. Vielleicht hegt dieser Mann, der niemand, auch den Papst nicht fürchtet, Furcht vor sich selbst und vor den prophetischen Worten, die Papst Leo über ihn ausgerufen."

„Wie heißen diese Worte?“ fragte Heinrich neugierig.

„Bewegt durch einen Traum, rief Leo Hildebrand entgegen, als dieser in Meinungsverschiedenheit mit dem Papste hartnäckig bei seiner Ansicht blieb: ‚Besteigst Du jemals den apostolischen Stuhl, so wirst Du die ganze Welt in Bewegung setzen.‘“

Der König blickte sinnend in die Ferne. Plötzlich fragte er: „Wie alt ist Hildebrand?“

„Noch nicht fünfzig Jahre.“

„Und wenn Alexander stirbt, wird dann Hildebrand nicht mehr zögern, den päpstlichen Thron zu besteigen? Und welches Verhältnis wird dann bestehen zwischen ihm und mir? Wenn er die ganze Welt bewegen soll, kann das geschehen, ohne daß das deutsche Reich mit in die Bewegung hineingezogen wird?“

„Mächtig ist dieser Mann als Freund, gefährlich als Gegner, darum werdet Ihr besser thun, seine Freundschaft zu erwerben, als zu seinen Feinden zu zählen. In Eurer Angelegenheit habe ich ebenfalls so gehandelt.“

„Welche Schritte habt Ihr gethan? Ich will klar sehen.“

„Dem Papste schrieb ich von Eurem Verlangen, die Ehe aufgelöst zu sehen. Als Kirchenfürst, als Bischof konnte ich Euren Schritt nicht billigen, aber ich hob doch die Umstände hervor, welche für Euch sprechen. Und was ich in das Schreiben nicht alles setzen konnte, das wird der Bote, der es nach Rom überbrachte und der einer meiner zuverlässigsten Männer ist, an geeigneter Stelle mündlich besser darlegen, als wie es schriftlich geschehen kann."

„Aber Hildebrand?" fragte Heinrich.

„Mein Bote wird auch zum Archidiakon gehen, um Eure Sache zu vertreten. Zudem gab ich ihm ein Schreiben für Hildebrand mit, das hoffentlich seinen Zweck erreicht."

„Was schriebet Ihr ihm?"

Siegfried zog aus der inneren Tasche seines Untergewandes einen Pergamentstreifen, entfaltete ihn und las: „Obgleich Ihr in den vielen Geschäften, die Ihr täglich zu führen habet, lediglich Gottes Gnade sucht und die irdischen Dinge nur berühret, um über sie zu verfügen, nicht um sie zu besitzen, so muß doch ein fröhlicher Geber, um in Gottes Sache viel geben zu können, notwendigerweise viel mit Gerechtigkeit besitzen.

Deshalb bitten wir Eure Liebe, daß, wenn wir etwas unser nennen, das Euch gefällig ist, Ihr es uns wissen lasset, damit es dann sogleich in Euren Besitz aus dem unserigen übergehe. Denn wer möchte einen so großen Mann nicht lieben, wer ihm etwas abzuschlagen wagen!“

Der König war bei dem letzten Teile des Schreibens, das der Erzbischof mit halblauter Stimme, aber klar und scharf betonend vorgelesen, stehen geblieben und richtete seine großen, hellen Augen erstaunt und fragend auf den Leser.

Siegfrid schwieg, faltete das Pergament bedächtig zusammen, barg es wieder an den Ort, woher er es entnommen, und schaute dann mit selbstzufriedenem Lächeln zu Heinrich auf.

„Das habt Ihr Hildebrand geschrieben?“ rief dieser jetzt. „Ihr wolltet demnach seine Zustimmung zur Trennung meiner Ehe von ihm erkaufen?“

„Erkaufen? Das Wort klingt nicht gut. Ich will Hildebrand beweisen, daß wir, daß Ihr gerne bereit seid, auch ein Opfer zu bringen, ein Entgelt, nennet es meinethalben auch eine Buße für das Verlangen, das Ihr stellt. Er wird diesen Schritt gut

aufnehmen, nachdem ich ihm die Gründe dargelegt, welche Eure Scheidung von Eurer Gemahlin allerdings wünschenswert erscheinen ließen. Ihr werdet aber hieraus entnehmen, wie berechtigt meine Bitte, mein Wunsch ist, daß mir und keinem andern die Thüringer Zehnten zugewiesen werden," fügte Siegfrid dringlich hinzu.

„Geht der Papst auf meine Scheidung ein, löst er das verhaßte Band, das mich ungerechterweise fesselt, so sollet Ihr die Zehnten erhalten, und wer sie Euch streitig macht, gegen den dürft Ihr mein Schwert anrufen," erwiderte Heinrich, während ein verächtlicher Zug um seinen Mund zu Tage trat.

„Wenn aber trotz aller meiner Bemühung der Papst dennoch nicht einwilligte, liegt dann die Schuld an mir? Warum lasset Ihr die Zuweisung des Zehnten, der mir rechtlich zusteht, von jener Entscheidung abhängig sein?"

Heinrich machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und schwieg. Nach einer Weile sagte er mit spöttischem Tone: „Recht neugierig bin ich, ob Hildebrand von Eurem Anerbieten Gebrauch macht."

„Er wird es thun, nicht für sich, sondern für die

Kirche. Um deren Schutz zu sichern, um die Pläne auszuführen, die er zu deren Machtvergrößerung entwirft und die an erster Stelle dahin zielen, die Kirche durchaus frei zu machen von allem weltlichen Einfluß, auch von dem der deutschen Herrscher, bedarf er vieler Mittel."

„Wann gedenkt Ihr abzureisen nach Mainz?" fragte der König, ohne auf Siegfrids Worte einzugehen.

„Noch heute; denn es sind noch viele Vorbereitungen zur Synode, zum Fürstentag zu treffen. Um Pfingsten dürfen wir Euch erwarten in Mainz, nicht wahr? Meine Pfalz steht bereit für Euch. Ihr werdet mir die Ehre schenken, mein Gast zu sein."

Der König nickte zustimmend, dann fragte er zögernd: „Habt Ihr Eppo den Grund Eurer Anwesenheit hier mitgeteilt?"

„Ich nicht. Doch dürfte es unschwer für ihn sein, die Ursache zu erraten," antwortete der Erzbischof, den es mit Genugthuung erfüllte, daß Heinrich in dieser Angelegenheit ihm mehr Vertrauen zu schenken schien als dem Grafen, der dem jungen Herrscher näher stand wie irgend ein Mann im Reiche.

„Wie sollte er den Grund erraten, da ihm noch

unbekannt ist, daß ich mich von der Königin scheiden lassen will?“

Der Erzbischof blieb plötzlich stehen und blickte mit unverhohlenem Staunen Heinrich an, „Graf Eppo weiß noch nichts davon?“ fragte er dann ungläubig.

„Nein. Ungern spreche ich mit ihm davon, denn ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht gegen die Scheidung wäre. Aber länger will ich ihn nicht im unklaren lassen, ihn, vor dem ich sonst kein Geheimnis habe.“

„Wie sollte er auch wagen, Eurem Wunsche entgegen zu treten?“

„Wagen? Graf Eppo wagt alles, hält nicht zurück mit seiner Meinung, wenn er für Pflicht erachtet, sie zu sagen.“

„Oft dient das Wort Pflicht als Mantel, den man um den Eigensinn hängt, um diesen zu verdecken.“

„Recht, ganz richtig, Herr Erzbischof!“ rief der König in scharfem Tone. „Nur zu häufig war ich in der Lage, dieses zu erfahren, wenn die Fürsten des Reiches, die Regenten, Herr Anno von Köln, Ihr und andere, ihren Willen gegen meinen Wunsch hartnäckig durchsetzten. Immer hieß es dann: Es ist unsere Pflicht,

und der unmündige Knabe, dem man die Hände gebunden, auch weil die Pflicht es so erheischte, mußte schweigen. Und worin bestand dann oft die Pflicht? Königsgüter, reiche Lehen, Bischofsstühle und Abtstäbe für sich und für Versippte zu erwerben!"

„Selten dankt die Jugend dem Erzieher den Ernst und die wohlgemeinte Strenge, die dieser zum Wohl des Schülers walten lassen mußte," erwiderte Siegfrid kühn.

Einen Augenblick flammte es auf in den Augen des königlichen Jünglings, und schon wandte er sich zu dem Begleiter zur scharfen Widerrede. Doch mit Gewalt bezwang er sich. Eine verächtliche Bewegung mit der Hand schien anzudeuten, daß er es unter seiner Würde halte, zu antworten.

Nach einer Weile hub er in verändertem, ruhigem Tone, fast lächelnd an: „Nicht zum erstenmale nehme ich wahr, daß Graf Eppo bei euch geistlichen Herren wenig gut gelitten ist. Was habt Ihr an ihm auszusetzen? Ich kenne Bischöfe, die weit weniger fromm sind als er, die weit weniger für Gott und um des Seelenheiles willen gethan als Eppo. Dort drüben in Schaffhausen gründete er mit reichen Schenkungen ein

Kloster, manche Kirche baute er im Hegau, und der Papst zeichnete ihn besonders aus, als er im letzten Jahre Rom besuchte. Einen Fehler hat er allerdings, der ihm von manchem nicht verziehen wird — ich meine nicht Euch — daß er niemals für sich selbst große Wünsche hegt."

„Ihr vergeßt stets, Herr, und wollet es stets vergessen, daß, wenn wir Bischöfe irdische Güter zu erwerben trachten, dies doch nur für unser Bistum, für unsere Kirche geschieht. Gerne verzichtete ich auf den Zehnten der rebellischen Thüringer; denn wahrlich Verdruß genug erwuchs mir schon aus diesem Streite. Aber darf ich es? Würde ich nicht in strafbarer Weise die Rechte des erzbischöflichen Stuhles, den ich innehabe, schädigen, wenn ich nachgiebig wäre?"

„Die Thüringer sagen anders," antwortete der König.

„Und nun muß ich zusehen, daß in Eurer nächsten Umgebung ein gefährlicher Gegner wertgehalten wird, der mir mein Recht zu kümmern sucht," fuhr Siegfrid fort, ohne den Einwand des Königs zu beachten.

„In meiner Umgebung?" rief dieser erstaunt. „Wen meint Ihr?"

„Wen anders als Dedi! Graf Eppo hält ihn wie einen Sohn und Ihr, Herr, wie einen vertrauten Freund. Wenn ich Euch raten sollte, dann wäre ich der Ansicht, ihm nicht allzu sehr zu trauen. Der alte Markgraf Dedo, sein Vater, wie auch dessen Frau, die stolze, übermütige Adela, sind Euch gar wenig gewogen. Und wenn ich recht berichtet bin, so verkehrt in jüngster Zeit Otto von Nordheim mehr mit den beiden, als für die Ruhe des Reiches ersprießlich sein dürfte.“

„Ihr seid auf ganz falscher Fährte, Herr Erzbischof, wenn Ihr fürchtet, Dedi stände mit jenen im Bunde. Wißt Ihr denn nicht, daß der alte Markgraf, aufgestachelt von Adela, die ihn ganz beherrscht, seinen Sohn verstoßen hat? Er war den Kindern, die seine Stiefmutter mit in die Ehe gebracht, im Wege, und was diese Frau mit ihrer Schönheit, List und Ränkesucht erreichen will, das gelingt ihr bei stärkeren Männern, als der schwache Markgraf einer ist.“

Siegfrid zuckte die Achsel. Die Bewegung schien anzudeuten, daß er noch nicht überzeugt sei. Seinem Mißtrauen Ausdruck gebend, sagte er: „Ich traue weder den Thüringern noch der gesamten markgräflichen Sippe. Jedenfalls ist Vorsicht kein Fehler.

Man sagt, Ihr schenket dem jungen Dedi viel Vertrauen."

„Man sagt sehr viel, Herr Erzbischof. Ihr werdet es noch besser wissen als ich, der Ihr doch so viel älter seid, daß durch dieses schlimme ‚Man sagt' der Verleumdung Thor und Thür geöffnet wird. Man sagt auch, daß die jungen Edelinge in meiner Umgebung gar wenig geeignet wären, mit dem König zu verkehren, und daß sie ihn lehrten, Lust, Freude und Behagen an wüsten Gelagen mit Wein, Weibern, Spiel zu finden. Es gibt gute Freunde unter den Fürsten, denen daran liegt, auf diese Weise meinen Ruf zu schädigen. Darum sagt man fleißig: ‚Man sagt', und wenn auch allemal nur ein wenig hängen bleibt, schließlich wird es doch zu einer Schmutzschicht, an deren Vorhandensein kein Mensch mehr zweifelt."

„Ungern hört man von anderen tadeln, was man liebt. Wenn ich auch nicht so viele Freiheit Euch gestattet hätte wie Herr Adalbert von Bremen, so würde ich auch nicht so strenge gewesen sein, als Euer anderer Erzieher, Herr Anno, war, und somit finde ich nichts Tadelnswertes, wenn der König sich mit edlen Jünglingen an erlaubten Lustbarkeiten ergötzt. Glaubt Ihr

dem Thüringer Dedi trauen zu dürfen, so soll's mich freuen für Euch und mich. Und nun, Herr, gestattet, daß ich zurückkehre. Der Tag ist vorgeschritten — —"

„Und dort naht Euer guter Freund, Graf Eppo, den Ihr vermeiden wollet," sagte der König spöttisch. Dann fügte er halb ratend, halb befehlend hinzu: „Es muß dem Grafen auffallen, wenn Ihr in diesem Augenblicke, ohne ihn zu begrüßen, Euch entfernet. Ich denke, zu einem Gruß und Händedruck langt Eure kostbare Zeit doch noch."

„Gerne, Herr, und um so lieber thue ich es, weil ich den Grafen hochschätze," erwiderte der Erzbischof gewandt.

Der Mann, der langsam und bedächtigen Schrittes sich den beiden nahte, mußte auch in einer zahlreichen Versammlung gleichgestellter Großen auffallen. Nicht die Kleidung, die zwar von edlem Stoff, doch schlicht und einfach in Farbe und im Schnitt gehalten war, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihren Träger.

Größer als der Erzbischof, erreichte Graf Eppo von der Nelloburg doch nicht die ungewöhnliche Höhe der Gestalt des Königs. Trotzdem lag in seiner Erscheinung eine gebietende Würde, welche gehoben und

verstärkt ward durch den Ernst und die Ruhe seiner markigen Züge. Auf den breiten Schultern, die die Kraft eines Riesen verrieten, saß ein starker, wohlgebildeter Kopf, dem das dichte, ganz ergraute Haar zur Zierde gereichte. Ein mächtiger, reich von Silberfäden durchwirkter Bart flutete über die hochgewölbte Brust bis auf den weißen, einfachen Schwertgurt herab, an dem die wuchtige Waffe hing, ein kostbares Geschenk des Kaisers Heinrich III., von dem der Graf sich selten trennte, und das er täglich trug.

„Der Herr Erzbischof war eben im Begriff, in seine Wohnung zurückzukehren, als wir Dich kommen sahen, Eppo. Er wollte Dich vorher noch begrüßen."

Graf Eppo reichte dem Erzbischof die Rechte, schaute ihn mit den offenen grauen Augen, in denen Treue, Herzensgüte und Aufrichtigkeit wie mit klarer Schrift geschrieben standen, an und sagte: „Ich grüße Euch, Herr Erzbischof, in meiner Heimat."

„Ich danke Euch, Herr Graf, und gebe den Gruß, so herzlich er mir geboten, gleich freundlich Euch zurück. Fühlt Ihr Euch wohl in Eurer schönen Heimat? Es ist ein herrliches Land, und säße ich nicht zu Mainz, so möchte gerne ich im Hegau leben. Hier also steht

die Burg Eurer Sippe, und in diesem Gau gebietet Ihr als Graf und höchster Richter?"

„An Königsstatt, ja wohl, Herr Erzbischof."

„Gehört alles Land, das wir von hier aus sehen, zu Eurem Grafensprengel?"

„Nicht alles und doch auch noch vieles mehr, als hier zu überschauen ist. Dort im Süden und hier im Osten bildet der See die Grenze. Auf der Sintlaz-Aue, wo wir uns befinden, steht mir kein Recht zu. Nach Norden und nach Westen hin breitet sich der Gau bis zu den Schwarzwaldhöhen aus."

„Wer gebietet hier auf der Aue?"

„Der Abt. Er ist unbeschränkter Herr. Dies Recht ward dem Kloster schon von weiland Kaiser Karl verliehen."

„Auf diese Weise schuf er und unsere Vorfahren auf dem Throne viel zu viele Herren, wo doch nur einer Herr sein sollte. Das deutsche Reich gleicht einem Mantel, auf den zahllose Stücke aufgeheftet sind, von denen nicht die Minderzahl sich so wichtig dünkt wie der Mantel selbst," warf Heinrich ein. „Doch Ihr wolltet Euch verabschieden, Herr Erzbischof. Auf Wiedersehen, ich gedenke Euch, bevor Ihr abreiset, noch zu sprechen."

Der König schlang vertraulich seinen Arm in den des Grafen und setzte den unterbrochenen Gang fort. Er erwartete eine Anrede, eine Frage von dem Begleiter. Doch dieser schwieg.

„Bist Du nicht neugierig, zu erfahren, was den Erzbischof hierher geführt? Am Ende glaubst Du gar, ich hege brennende Sehnsucht nach diesen Herren und lasse nächstens auch noch den Kölner hierher kommen.“

„Wenn Du es für gut befindest, daß ich den Grund wisse, warum Siegfrid zur Sintlaz-Aue gekommen, so wirst Du mir es sagen, Herr, wenn nicht, so hast Du Ursache, es mir zu verschweigen. Ich frage deshalb nicht,“ erwiderte Graf Eppo ruhig.

„Und doch sollst Du, mußt Du es erfahren. Der Erzbischof brachte mir Kunde, wie weit die Scheidung meiner Ehe fortgeschritten ist.“

Der König hatte die letzten Worte langsam und scharf betonend ausgesprochen. Ihre Wirkung auf den Grafen war so stark, daß dieser seine nicht gewöhnliche Kraft der Selbstbeherrschung vergaß, unwillkürlich den Arm von dem des Herrschers löste und, zu diesem gewandt, ausrief: „Die Scheidung Deiner Ehe? Wie soll ich das verstehen?“

„Ich will das mir verhaßte Band, das mich an Bertha fesselt, lösen."

„Und mit welchem Rechte? Warum? Wer war der Unglückselige, der diesen unheilvollen Rat Dir eingab?" rief Graf Eppo unerschrocken.

„Mit welchem Rechte? Wer gab den Fürsten das Recht, mich zu diesem Ehebund zu zwingen? Sie haben die Macht, die sie an sich gerissen, so oft mißbraucht. Niemals schlimmer aber als an jenem fluchwürdigen Tage des Juli vor drei Jahren, wo sie, ohne nach meinem Wunsche, nach meinem Willen zu fragen, ja trotz meiner Bitten, mir mein Haus bestellten, als seien sie auch darin Herr wie im Reiche. Wie danke ich Gott, daß ich endlich dieser Schmach entronnen bin!" rief der König leidenschaftlich und reckte die starken Arme kraftvoll empor, als suche er einen Gegenstand, an dem er die in ihm wogende Bewegung auslassen könnte. „Diese kaltherzigen Menschen, die keine Liebe kennen als zu sich selbst, die keine Treue, kein Versprechen halten, wenn nicht der eigene Vorteil es verlangt! Nichts achten sie, nicht die Majestät meines herrlichen Vaters, den sie fürchteten wie Buben die Rute, nicht den Gram und den Kummer meiner frommen

Mutter, die besser ist, als alle diese geistlichen und weltlichen Herren zusammen. Wahrlich, wäre Agnes, meine Mutter, nicht gewesen, zur ersten Waffenprobe, nachdem ich zu Worms die Schwertleite empfangen, hätte jener Räuber von Sankt Swiebertswerth, der mich der Mutter stahl und um meine Jugend mich betrogen hat, dienen müssen! Mit Schwert und Feuer wäre ich über ihn gekommen und hätte ihm den Lohn gezahlt für sein Amt als Erzieher und Regent!"

„Und damit hättest Du der ganzen Welt bewiesen, daß Anno im Rechte gewesen, als er für gut fand, Dich streng zu halten und die Vormundschaft über Dich um keine Tageslänge abzukürzen."

„Eppo!" rief Heinrich drohend.

Doch unbekümmert fuhr der Graf, dem Zürnenden furchtlos in die flammenden Augen schauend, fort: „Als Dein Vater starb, Du nanntest ihn mit Recht den herrlichen Mann, da bat er mich, kurz bevor sein Auge brach, Dir stets mit Rat und That zur Seite zu stehen, Dich zu lieben wie einen meiner eigenen Söhne. Ich schwur es ihm, der mir mehr Freund, mehr Bruder war als mein Herr und Kaiser. In seine schon erkaltende Hand legte ich das Gelöbnis ab.

Ich habe es gehalten bis zur Stunde, so wenig ich auch vermochte. Von der Vormundschaft schlossen sie mich aus; sie werden wissen, warum sie es thaten. Nun aber, nachdem Du mündig geworden, Du auf eigenen Füßen stehest, kann ich dem Wunsch Deines Vaters so nachkommen, wie ich es seit Jahren, von Deiner Kindheit an, gerne gepfleget hätte. Was ich Dir eben sagte, Heinrich, und was immer Du aus meinem Munde hörest, was immer ich für Dich thue, nie wird es etwas anderes sein, als was ich als Vater für Dich thäte, wärest Du mein Sohn."

Der König schaute schweigend vor sich hin.

Wieder begann Graf Eppo:

„Der Zorn, den Du gegen Anno und gegen die Fürsten hegest, die Dich, ich will es zugestehen, oftmals zu hart, zu rücksichtslos behandelten, raubt Dir die zum Ueberlegen nötige Ruhe und Geduld. Was tadelst Du an Bertha? Sie ist schön, jung, liebenswert und wohlerzogen. Und dieses Gut, um das Dich mancher neidet, wirfst Du verächtlich, wie ein getragenes Kleidungsstück, zur Seite. Mit Schmerz und mit Bedauern sehe ich schon seit langer Zeit, daß Du sie meidest, fliehest. Das ist Unrecht. Welchen Vor=

wurf willst Du gegen sie erheben? Sie ist Dir ebenbürtig, an Tugend wie an Liebreiz reich. Heinrich, sie soll, sie kann, sie wird Dir geben, was Dir bis jetzt gefehlt und dessen Mangel Dich, den Jüngling, einem vielgeprüften Manne gleich verbittert, treue Liebe, Sorge für Dich, für alles, was Dich beweget. Sie wird Dein Haus Dir wohnlich machen, und im gleichen Maße, wie Du ihre Liebe für Dich gewinnest, wirst Du gesunden von dem finstern Groll, der Deine Jugend unselig vergiftete. Viel schöner ist das Leben, wenn wir unsere Mitmenschen lieben, als wenn wir mit Argwohn und Mißtrauen alle Welt betrachten."

„Ich weiß, Du meinst es besser, wie sie alle, Du willst mein Glück. Doch hierin kann ich Deinem Rat nicht Folge leisten."

„Weil Du nicht willst und Du die schweren Folgen Deines Vorhabens nicht genugsam noch erwogen hast, Heinrich; Dich hat die Vorsehung an einen Platz gestellt, wo Dich Millionen sehen. Was Du thust, geschieht vor den Augen einer halben Welt. Und nun willst Du, einer Laune wegen, solch schlechtes Beispiel geben? Wenn dem Könige, dem Gesalbten des Herrn, die Ehe nicht mehr heilig ist, was werden dann so

viele andere thun, denen Dein Thun zum Vorbild dient! Wenn Du, der König, der von Fürsten und vom Volke die Treue fordert, dem Weibe, das Dir in Gegenwart der Edelsten des Volkes zugeführt und durch des Priesters Hand angetraut worden, die Dir gehört mit Seel' und Leib seit nunmehr drei vollen Jahren, den Schwur der Treue brichst, wie willst Du dann von Deinen Unterthanen Anhänglichkeit und Treue fordern?"

„Du vergißt, Eppo, daß ich gegen meinen Willen Bertha angetraut wurde. Glaubst Du, Guter, denn, die Fürsten hätten mir in Bertha eine treue Freundin und Genossin zur Seite stellen wollen? Sieh, das ist ja, was meinen Zorn, meinen Groll erregt. Nicht meine Genossin ist sie, sondern die meiner Feinde. Ueberwachen soll sie mich, hemmen in allem, was jene nicht wollen und wonach ich strebe. Ich kann und will in ihr nichts anderes sehen, als eine Last, die man mit List und Ueberredung, mit Drohen, selbst Gewalt in Trebur mir hat aufgezwungen."

„Du bist ungerecht gegen Bertha, selbst ungerecht gegen die Fürsten. Waren es diese denn, die Dir Bertha als Braut bestimmten? Selten können Herrscher

in der Wahl des Gemahls das Herz befragen. Zuerst gilt es, das Wohl, die Vorteile des Landes und des Hauses zu bedenken. Das hatte Dein Vater im Auge, als er Dich schon als Knabe mit der Tochter der Markgräfin Adelheit verlobte. Er schaute weit mit scharfem Auge. Viele Vorteile erwachsen Dir aus dieser Ehe. Wenn Du sie lösest, schaffst Du Dir zu den bisherigen Gegnern neue Feinde. In Italien gilt Adelheit sehr viel und mit starker Hand führt sie die Regierung. Auch in Deutschland würdest Du Dir gefährliche Gegner machen, deren Stärke durch die Feindschaft der Sippe Adelheits, die sich gegen Dich wenden wird, mächtig wachsen muß."

„Ich werde durch eine neue Verbindung mir nicht weniger Vorteil zuführen, wie Du sie in der Ehe mit Bertha siehst. Und wenn ich auch die ganze Welt mir zum Feinde machte, ich kann, ich will diese Kette nicht länger tragen. So denke doch, mein ganzes Leben soll ich an eine Frau gebunden sein, die ich hasse, weil sie das Werkzeug meiner Feinde ist. Ich kann nicht anders, Eppo, ich muß frei werden."

„Heinrich, Du thust Bertha unrecht. Seit all den Jahren, die sie nach eurer Verlobung am Hofe

Deines Vaters und nach dessen Tode unter der Obhut Deiner Mutter zugebracht, habe ich sie nie aus dem Auge gelassen. Und ich weiß, daß sie Dich liebt."

Der junge König zuckte die Schulter und entgegnete kalt: „Man mag es sie gelehrt haben, so zu sprechen. Ich glaube nicht an ihre Liebe, und, Eppo, höre wohl auf das, was ich Dir nunmehr sage. Bis zur Stunde habe ich noch niemals sie in anderer Weise gehalten als wie die leibliche Schwester. Man hat mich gezwungen, den Thron mit ihr zu teilen. Wer will mich zwingen, in ihr mein Weib zu sehen? Glaubst Du, daß das zum Frieden des Reiches dienlich sein wird? Bertha wird niemals dem Throne, dem Reiche einen Erben geben."

Erschrocken schaute der Graf zu dem königlichen Jüngling auf. Daß die Kluft so tief sei zwischen dem Königspaare, das hatte er nicht geahnt.

In diesem Augenblicke fuhr ein heftiger Windstoß über die Insel hin. Glühwarm schlug er an Gesicht und Hände der beiden, unter seinem Ungestüm jedoch bogen sich die Aeste der Bäume und wirbelnd flog von den Wegen eine dichte Staubwolke auf.

„Das ist der Südsturm, der dem Hauch des Glüh-

ofens gleich schwül von Mittag kommt. Sieh, wie der Himmel sich überzogen. Wir werden bald ein schweres Wetter haben," sagte der Graf und zeigte zu den Wolken auf, die dem wilden Heere gleich vom Sturm gepeitscht vorüberflogen.

„Laß das Wetter kommen, laß sausen, krachen, blitzen, donnern! Das sagt mir zu. Ich freue mich des Sturmes."

„So sagst Du. Die von dem Unwetter auf dem See überrascht werden, die sprechen anders, denn denen droht der Tod," entgegnete Eppo ernst.

„Noch ist es nicht so schlimm; sie werden Zeit gewinnen, das Ufer zu erreichen. Ich gehe zu jener Höhe dort, auf dem der Luginsland errichtet ist. Von jener Stelle aus läßt sich am besten das Ungestüm des Sturmes übersehen, wie er die Wogen wild bewegt, und wie der See sich aufbäumt gegen seinen Feind. So muß auch ich kämpfen gegen die Tücke derer, die sich meine Freunde nennen. Gehst Du mit oder ziehst Du vor, im Kloster Schutz zu suchen?"

„Ich begleite Dich."

Die beiden Männer wandten sich und schritten in entgegengesetzter Richtung wie bisher dem Hügel zu.

„Eine Frage noch gestatte mir, Heinrich. Du sagtest, Siegfrid habe Dir Kunde von Rom gebracht. Weiß man in Rom schon von Deinem Vorhaben?“

„Siegfrid hat die nötigen Schritte schon seit geraumer Zeit gethan, die mich zum Ziele führen sollen.“

„So billigt er Deine Absicht?“ rief Eppo erstaunt.

„Er machte anfangs Schwierigkeiten. Doch als ich ihm alles mitgeteilt, als er sah, daß ich nicht gewillt bin, aus freien Stücken nachzugeben, da stellte er sich auf meine Seite. Allerdings habe ich ihm geholfen, einzusehen, daß er gut thut, meine Sache zu der seinen zu machen,“ fügte Heinrich lächelnd hinzu.

„Was willst Du damit sagen?“ fragte der Graf.

„Nun, warum soll ich es Dir verhehlen. Du weißt, die Thüringer wollen ihm nicht den Zehnten steuern. Löst der Papst meine Ehe mit Bertha auf, so müssen die Thüringer sich unterwerfen. Mir ist es gleich, ob ihm oder einem andern, wenn sie hierzu verpflichtet sind.“

Die Stirne des Grafen hatte sich finster gefaltet. Schweigend schritt er neben dem Könige hin.

Da legte dieser die rechte Hand vertraulich auf seine Schulter und sagte mit weicher, schmeichelnder

Stimme: „Eppo, willst Du strenger sein als die Kirche? Wirst Du meinem Glück im Wege stehen — ich weiß, Deine Stimme gilt auf dem Fürstentage viel — wirst Du gegen mich sein, wenn der Papst für mich ist?"

„Nicht im geheimen noch öffentlich, ohne daß Du es weißt, Heinrich. Doch ich hoffe, daß Deine Hoffnung sich nicht erfüllt, weil ich nicht glauben kann, daß es Dir zum Heile wäre."

Der König zuckte die Achsel. Ein heftiger Windstoß zwang ihn, den Hut fester aufzudrücken und den Mantel dichter an sich zu ziehen. So schritten die beiden, von da ab wortlos, die Höhe hinan.

Drittes Kapitel.

Die Freunde hatten die Annäherung des Königs und seines Begleiters nicht gemerkt. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich mehr und mehr dem gesteigerten Kampfe der Elemente zu.

Einige Augenblicke blieben Heinrich und Eppo an die starken Steinbuckeln des Luginsland gelehnt stehen. Den jungen Herrscher fesselte das wilde Ringen des Sturmes mit den Wogen. Wie oft hatte es auch in seiner Brust ähnlich getobt, wenn er, dem Namen nach König und doch weniger frei als der Sohn eines Grundholden, im Kreise der Fürsten saß, stumm, die Lippen fest zusammengepreßt, scheinbar ruhig bei all der Mißachtung, die man ihm, dem Knaben, kaum zu verhehlen sich Mühe gab.

Jetzt trat er näher und rief: „Was treibt ihr da oben? Wollet ihr die Möwen fangen, die dort umherschwirren, als trüge sie die Windsbraut, nicht die Kraft der eigenen Flügel?“

Die Jünglinge neigten sich in Ehrerbietung vor dem Könige und zogen die Hüte. Eberhard antwortete:

„Doch nicht, Herr. Rätsel gaben wir einander zum lösen.

„Wer riet am besten?“

„Der das Rätsel aufgab,“ antwortete Eberhard lachend.

„Mich dünkt, das Wetter würde euch nimmer lange Zeit zum Spiel gelassen haben.“

Wie zur Bestätigung der Worte des Königs durchriß im gleichen Augenblick ein greller, langhin zuckender Blitz das nachtdunkle dichte Gewölk und betäubender Donner folgte unmittelbar darauf.

„Was wollen die Geschorenen dort unten?“ frug Heinrich und zeigte auf zwei Mönche, die eiligen Schrittes sich dem Strande nahten.

„Es sind Brüder, wahrscheinlich die Fischer des Klosters; sie sichern die Kähne unten im Hafen,“ entgegnete Eppo.

So war es. Mit kräftigem Arme zogen die beiden Mönche die heftig hin und her schaukelnden Nachen näher zum Ufer heran und schlangen die Ketten kürzer um die starken Pfähle, welche in den Boden getrieben waren.

Da faßte Heinrich die Hand Dedis, wies mit der freien Rechte auf den See hinaus und rief: „Beim heiligen Kreuz, dort kämpft ein Nachen mit den Wellen!"

Die anderen schauten der weisenden Hand nach. Ausrufe des Schreckens und des Mitleids bewiesen, daß auch ihre Augen das Boot wahrnahmen.

„Es ist ein kleiner Nachen! Zwei Menschen sehe ich. Wenn Gottes Schutz nicht ganz sonderlich mit ihnen ist, erreichen sie das Land nimmer," sagte Graf Eppo ernst.

„Der Wind weht günstig für den Kahn, er treibt ihn der Insel zu. Er steuert trotz der heftigen Wellen gut und hält gerade auf den Hafen zu. Ich denke, er kommt glücklich an," meinte Friedrich.

„Wenn die schäumenden Wogen ihn nicht vorher durch Ueberschlagen der Wellen füllen und zum Sinken bringen."

„Gewiß, Friedrich hat recht, sie werden gerettet!

Seht nur, wie viel näher der Kahn schon gekommen!" rief Heinrich.

„Die größte Gefahr haben sie noch vor sich," entgegnete Eppo. „Je näher dem Lande, desto stärker die Brandung."

„Bei Gott! Ein Weib ist in dem Nachen!" schrie Dedi, der, vornübergebeugt, die Hand schützend über die Augen hielt und scharf hinausspähte.

„Ja, es ist so," bestätigte Eberhard. „Seht, sie kniet auf dem Boden und schöpft ohn' Unterlaß Wasser aus dem Kahn. Er hat anscheinend schon viel Wasser gefangen."

„Und wird noch mehr schöpfen, je näher sie der Insel kommen. Sie sind verloren, angesichts des Landes; denn tief liegt der Nachen und nur schwerfällig läßt er sich von den mannshohen Wellen weiter treiben."

„Da sei Gott vor, daß zwei Menschen so nahe dem sicheren Hafen, dem Lande zu Grunde gehen. Man muß sie retten, kommt!"

Mit diesen Worten eilte der König mit weiten Schritten den Hügel hinab, dem Strande zu. Die anderen folgten.

Auch die Mönche hatten das bedrohte Schifflein gesehen. Besorgt maßen sie mit den Augen die Entfernung, die noch zwischen dem Nachen und dem Lande lag. Sie schüttelten das geschorene Haupt, falteten die Hände und murmelten Gebete für die Bedrängten.

Da trat Heinrich hastigen Schrittes neben die beiden. Der rasche Gang hatte sein sonst etwas bleiches Gesicht gerötet. In den großen Augen leuchtete es von Thatkraft und Willen.

„Stoßt einen eurer Kähne in das Wasser und rudert dem sinkenden Nachen entgegen, daß ihr die Leute rettet!“ rief er in halb befehlendem, halb aufmunterndem, freundlichem Tone.

Die Mönche neigten sich. Der ältere entgegnete: „Herr, läge es in unserer Macht, denen dort zu helfen, dann wären wir schon draußen. Es ist unmöglich.“

„Könnt ihr ein Schiff lenken?“

„Wir können es, Herr, denn wir gehören zu den Fährleuten und Fischern des Klosters. Trotzdem sind wir nicht im stande, denen dort Rettung zu bringen.“

„Warum nicht?“ rief Heinrich und trat ungeduldig mit dem Fuße den knirschenden Sand.

„Weil wir nicht vermögen, eines unserer schweren

Boote gegen diese Wellen und den Sturm, der gerade auf die Insel stößt, hinauszubringen."

„So werden wir euch helfen," entgegneten die jungen Männer wie aus einem Munde und eilten zum nächsten Nachen.

„Nicht den, wir wollen es mit diesem versuchen," rief der Mönch und faßte mit dem andern den oberen Rand des schweren Fahrzeuges. Die Edelinge stemmten sich gleichfalls gegen den ungefügigen Nachen, und auf den anführenden Ruf des Mönches schoben alle zu gleicher Zeit. Mit gewaltigem Ruck schoß das Boot in das Wasser. Doch bevor sie selbst noch hinein zu springen vermocht, schleuderte eine riesige Welle es wieder auf den Sand zurück.

Der ältere Fährmann stieg in den Kahn, nahm den wuchtigen Haken an langer, armdicker Stange zur Hand, stieß ihn fest in den Boden ein und rief: „Ho, hoi, ho!"

Wieder schoben die Jünglinge mit dem jüngeren Mönche zugleich, während der andere mit kräftigem Arme sich gegen das Land anstemmte. Es gelang. Heftig schaukelte der Kahn, aber er blieb im Wasser.

Behende sprangen die Freunde in das Boot. Auch

Heinrich setzte den Fuß auf den Rand, um sich hinein zuschwingen.

Da zog ihn eine starke Hand zurück.

„Es ehrt Dich, daß Du zweier unbekannter Menschen willen Lebensgefahr nicht scheuest, um sie zu retten. Doch zu weit gingest Du, wolltest Du selbst Dein Leben auf's Spiel setzen, zumal jene dort zahlreich genug sind, das Wagnis zu unternehmen.“

„Laß mich, Eppo. Meine guten Freunde, die Fürsten und die anderen lieben es, schlecht von mir und meinen jungen Genossen zu reden. Für nichts Ernstes hätten wir Sinn. Mit Weibern und Wein verbrächten wir die Tage, und wenig kümmerte den König das Wohl des geringen Mannes. Ich fahre mit Eberhard, Dedi und Friedrich! Laß meinen Arm!“

Der König hatte es, gegen den getreuen Mann gewendet, gerufen. Doch dieser ließ ihn nicht, bis daß er sah, wie der Nachen weit genug vom Lande entfernt war.

„Man wird Dir den Willen kaum geringer anrechnen, als hättest Du die That selbst vollbracht, Heinrich. Sieh', welche Mühe sie haben, den See zu gewinnen!“

Des Königs frohlustige Genossen hatten starke Arme. Im Waffenspiel, beim Speerwurf, Steinschleudern und Schwertschlag waren ihre Hände hart geworden, kernfest die Muskeln. Doch nimmer noch hatten sie so schwere Arbeit gethan wie heute.

Auf Anordnung des älteren Mönches griffen sie mit dessen jüngerem Genossen zu den Rudern. Jener setzte sich an das Steuer und faßte es mit nerviger Faust. Dann lenkte er das Schiff mit der plumpen Spitze gegen die anstürmenden Wellen, daß deren Gewalt sich am eichenen Kiel brechen sollte. Wie ein Holzschiffchen, das spielende Knaben leicht aus Brettchen gezimmert, warfen die donnernden Wellen den schweren Nachen auf und nieder. Baumhoch zischte die Gischt und überschüttete mit gelblichem Schaum die mutigen Männer. Nur wenig kam der Kahn vorwärts. Sturm und Wogen wehrten ihm die Ausfahrt, als wollten sie nicht, daß das Liebeswerk gelinge.

Trotz aller Vorsicht des kundigen Steuermanns gelang es doch hier und da einer mit wütender Gewalt heranstürmenden Welle den Kahn zwischen Bug und Flanke zu fassen. Dann krachten die schweren Planken, als schlüge der eiserne Hammer eines mächtigen

Sturmbockes gegen dieselben, und so tief neigte sich das Schiff auf die Seite, daß die Ruderer den Sitz umklammerten, um nicht in die kochende See geworfen zu werden.

Aber furchtlos senkten und hoben sie die Ruder, legten sich mit aller Kraft auf dieselben und trieben das ächzende und stöhnende Boot immer weiter vom Ufer fort. Und je mehr sie Raum gewannen zwischen sich und dem Strande, wo Heinrich und Eppo nicht sorglos dem Kampfe zusahen, um so mutiger verfolgten sie die lebensgefährliche Bahn.

Der heulende Sturm hatte den beiden Mönchen die Kapuze von dem geschorenen Kopfe gerissen und Dedis leichter Filzhut tanzte auf den Kämmen der Wellen. In wildem Spiel zauste die Windsbraut ihm im üppigen Haar, daß es um Stirne und Hals flatterte, wie die weiche Mähne des edlen Rosses, wenn es vogelschnell dahinfliegt.

Den Jünglingen pochte das Herz an die Rippen, nicht aus Furcht, sondern vor Aufregung. Heiße Kampfeslust trieb ihnen das Blut ungestüm durch die Adern. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, und kraftstrotzend freuten sie sich der drohenden Gefahr.

Ernst saß der alte Fährmann im Mönchshabit am Steuer; schweigend handhabte der andere das Ruder. Jetzt hub jener mit rauher, tiefer Stimme an; der jüngere Genosse fiel ein:

Media vita in morte sumus;
Quem quaerimus adjutorem, nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
Kyrie eleison!

Erstaunt blickte Dedi auf ob des düsteren Gesanges.

Aber auch Friedrich und Eberhard erinnerten sich des Liedes, das Notker, der Mönch vom heiligen Gallus, eines Tages gedichtet, als er Mitmenschen in Todesgefahr erblickt, und erfaßt vom Schauer des Augenblicks mischten sie ihre hellen Stimmen mit denen der Mönche.

In te speraverunt patres nostri,
Speraverunt et liberasti eos. Sancte Deus!
Ad te clamaverunt patres nostri,
Clamaverunt et non sunt confusi.
Sancte fortis!

Bis zum Ufer trug der Sturm die ergreifenden Klänge und staunend beugte der König sich vor.

„Sind das die Geister der Tiefe, die da singen? Hörst Du sie nicht, Eppo?“

Und wieder huben die im Schiffe an:

Ne despicias nos in tempore senectutis,
Cum defecerit virtus nostra, ne derelinquas nos!
Sancte et misericors salvator, amarae morti ne
tradas nos!
Kyrie eleison!

„Die Mönche singen das Todeslied und Eberhard und Friedrich zeigen, daß sie noch nicht alles verlernt haben, was man sie hier in der Klosterschule lehrte," entgegnete Eppo.

„Es klingt schauerlich in diesem grausen Kampfe. Nie zuvor vernahm ich solchen Sang."

„Sie schreiben ihm wunderthätige Kraft zu. Nur in großer Gefahr dürfen sie es singen. Und sieh, wahrhaftig! Es hilft! Rascher kommen sie voran! Sie nähern sich den Bedrängten!"

„Es ist die höchste Zeit!" rief der König zurück. „Nur handhoch ragt das Boot noch über dem Wasser empor; es muß zum Sinken voll sein! Jetzt erkenne ich die Leute. Ein Mann ist es und ein Weib, ein junges Weib, oder ein Mädchen. Sieh, wie ihr das schwarze Haar wehet, gleich einem Schleier. Aber sie hat Mut. Unablässig schöpft sie das Wasser hinaus, während er wie ein Rasender rudert."

„Ich fürchte, unsere Freunde kommen zu spät," sprach Eppo und trat, als müsse und könne er helfen, noch näher zum See hin, daß die brandenden Wellen seine Füße netzten.

Auch der Mönch am Steuerruder sah die höchste Gefahr. Sein Gesang verstummte, dagegen trieb er die Gefährten mit lautem Zuruf an, noch schneller, noch kräftiger die Ruder zu gebrauchen.

Jetzt waren sie dem fremden Nachen bis auf zehn Schuhe nahe gekommen. Immer noch schöpfte das Mädchen mit dem Hut des Mannes, um den Kahn über Wasser zu halten. Schier bis zum Rand war er gefüllt.

Jetzt stand das Fahrzeug stille wie ein zu Tode erschöpfter Läufer. Einen Augenblick schwankte es leicht von einer Seite zur andern. Dann fluteten die Wasser über den geschweiften Bord in der Mitte und gurgelnd sank es in die Tiefe.

Bei dem warnenden, dringenden Rufe des Mönches war Dedi, der zuvorderst im Nachen gesessen, aufgesprungen, hatte sein Ruder hingeworfen, und ein Seil erfaßt, um es den Bedrängten zuzuwerfen, so bald es möglich geworden.

Plötzlich ließ er unwillkürlich die Hände, welche das Seil zum Schwunge bereit hielten, sinken. Ein eigentümliches Lächeln überzog sein Gesicht. Herbe war es und verächtlich. Wie Spott leuchtete es auf in seinen Augen.

„Es sind fahrende Leute! Für gehrendes Volk wagen wir unser Leben!“ murmelte er. „Wie werden sie uns höhnen, Freund und Feind, wenn sie von unserer That Kunde erhalten!“

„Sie sinken! Der Nachen sinkt! Werft das Seil, Herr! Sie sind verloren!“ erscholl drohend und mahnend zugleich die rauhe Stimme des steuernden Mönches.

Und wieder raunte eine Stimme dem Jüngling ins Ohr: „Es sind gehrende Leute, fahrendes Volk, unehrlich und friedlos.“ Aber eine andere Stimme übertönte jene und rief flehend und gebietend: „Es sind Menschen wie Du, ein hilfloses Weib! Rette! Rette!“

„Beim Gekreuzigten, Herr, werft den Strick, oder es ist zu spät!“ donnerte der Mönch, sich aufrichtend.

Und es war zu spät. Von beiden Seiten ergossen sich die Wogen in das Schiff und drängten es in die Tiefe.

Da zischte das rettende Seil durch die Luft. Genau

an der Stelle, wo im Augenblicke vorher die weibliche Gestalt noch gekniet, klatschte es in das Wasser. Doch keine Hand streckte sich aus, es zu haschen. Mann und Weib waren verschwunden.

Tobend fuhr der Sturm daher und nahm die Worte mit sich, die der Mönch zornig hervorgestoßen: „Dem Manne hättet Ihr das Seil werfen sollen, daß er den Nachen zu unserem Kahne gezogen. Nun sind sie beide verloren!“

Die Jünglinge und der Mönch hoben die Ruder und starrten in das grause Schauspiel. Weder sie noch Dedi hatten jene zornigen Worte vernommen. Dedi aber holte in rasender Eile, als käme ihn die Reue an über sein verhängnisvolles Zaudern, das ausgeworfene Seil wieder ein und rollte es auf, um es sogleich wieder schleudern zu können.

Mit vor Aufregung brennenden Augen starrte er in die wild schäumenden, braungelben Wogen.

Da entfuhr ein Schrei seiner Brust. Er klang froh, als erleichtere er ihm das Atmen. Unweit des Nachens tauchte der Fremde aus dem Wasser auf und schwamm mit kräftigem Arm den Rettern zu.

Aber plötzlich hielt er, wandte den Kopf und blickte

umher. Verzweiflung verzerrte sein Gesicht. Er suchte die Gefährtin, die das Wasser verschlungen. Vergebens.

Doch glücklicher als er war Dedi. Was jenem die mächtigen Wellenberge unmöglich machten, das gewährte die stehende Stellung im Nachen dem Jüngling. Er sah, wie aus der schäumenden Gischt ein leuchtend weißer Nacken emportauchte, sah reiches, üppiges, schwarzes Haar von den Wellen getragen, sah wie zwei Hände Stütze, Hilfe, Rettung suchend emporgestreckt wurden.

Da riß er mit einem Ruck das Schwert vom weißen Ledergurt und warf es auf den Boden des Nachens. Dann duckte sich seine hohe, schlanke Gestalt leicht, wie es der Springer thut, wenn er zum Sprunge ansetzt, und mit gewaltigem Satz sprang er in den See.

„Heilige Jungfrau!“ schrie der jüngere Mönch.

Entsetzt starrten die Freunde dem Kühnen nach. Der Alte am Steuer aber murmelte vor sich hin: „Er ist wackerer als ich gemeint. Er sühnt sein Zaudern!“

Weit ausholend durchschnitt Dedi die Wellen. Wohl entzogen ihm die sich hebenden und senkenden Wasser=

berge die Aussicht auf die Fremde. Aber so sicher, als sähe er sie vor sich, schwamm er in gerader Linie auf sie zu. Jetzt hob eine steigende Welle den regungslosen Körper des Mädchens in die Höhe und warf ihn dem Jüngling zu, als wolle sie ihn höhnen, daß er zu spät gekommen zur Rettung.

Dedi schlang den linken Arm um den Leib der Leblosen, und wandte sich, um zu dem Nachen zurückzuschwimmen. Den aber hatten Sturm und Wellen weit fortgerissen in der kurzen Zeit, daß die Ruder müßig gewesen. Näher war ihm der Strand, als der Kahn. Da zog er den schlanken, leichten Körper noch fester an sich und strebte dem Lande zu.

Unschwer ward dem starken Jüngling das Rettungswerk; denn was vorher hindernd, hemmend und gefährlich gewesen, diente nun zur Hilfe. Die vom Sturme mit mächtiger Gewalt zum Ufer getriebenen Wellen trugen ihn mit seiner Bürde rasch und leicht ebendorthin.

Nur einmal warf er einen flüchtigen Blick auf das Weib in seinem Arme. Die schreiende Farbe und der Schnitt der Kleidung zeigte ihm, daß er sich nicht getäuscht, als er sie und den Begleiter für Fahrende

erkannt hatte. Aber so kurz auch sein Auge auf dem totbleichen Antlitz der Leblosen geruht, es war lang genug gewesen, um ihn zu überzeugen, daß die Fremde von seltener Schönheit sei. Und noch selbst um das eigene Leben kämpfend, durchzuckte ihn der bange Gedanke, die Furcht, sie möchte tot sein.

Mit wachsender Aufregung hatten Heinrich und Eppo dem Verlaufe der gefährlichen Fahrt zugeschaut. Die Unthätigkeit, zu der ihre Lage sie zwang, erhöhte die Ungeduld.

Mehr noch erregt wie über das plötzliche Verschwinden des Nachens und seiner beiden Insassen war der König gewesen, als Dedi sich in den See geworfen. Auch Graf Eppo schrie unwillkürlich auf bei der kühnen That des jungen Edelings, den er lieb gewonnen hatte und wert hielt.

Bald jedoch schwand beider Besorgnis, als sie wahrnahmen, daß Dedi ohne sonderliche Mühe mit seiner Last dem Ufer zustrebte.

Noch rascher wie diesem gelang es dem Kahne, das Ufer zu gewinnen. Wenige Augenblicke, nachdem Dedi sich über Bord geschwungen, hatten die Zurückgebliebenen den Fremden aufgenommen.

Betroffen schauten Eberhard und Friedrich auf den Geretteten. Sein Haar war kurz geschnitten, das Gesicht ohne Bart. Das farbige Gewand lag knapp an den kräftigen, muskulösen Gliedern.

„Es ist ein Fahrender," raunte Eberhard dem Freunde ins Ohr.

Friedrich nickte und entgegnete: „Die Dirne wird nichts anderes sein. Für eine Fahrende wagt Dedi das Leben."

Der Fremde mochte die Wechselrede seiner Retter nicht gehört haben. Aber auch wenn das Tosen des Sees und das Heulen des Windes die Worte an sein Ohr hätten dringen lassen, würde er sie nicht beachtet haben.

Trotz des heftigen Schwankens des Kahnes stand er fest und aufrecht in der Spitze desselben und verfolgte glühenden Auges die Bahn Dedis und den Fortgang des Rettungswerkes. Er schien die Erschöpfung und die kalte Nässe, welche seinen Körper beben machte, gar nicht zu spüren. Totenbleich starrte er dem Schwimmenden nach, und erst als er sicher sein durfte, daß beide das Ufer erreichen würden, kam Leben in seine fast unbewegliche Gestalt.

Er ergriff das Ruder, das Dedi geführt, und handhabte es mit einer Kraft, die nicht merken ließ, wie furchtbar er wenige Augenblicke zuvor mit dem Tode, dem Sturme und den Wogen gerungen.

Knirschend fuhr das Boot am Ufer auf.

Einen scharfen Blick warf der König auf den geretteten Mann.

„Beim Schwerte meines Vaters! Für Fahrende, Gehrende haben unsere Freunde das Leben gewagt! Wäre Dedi verunglückt, ich hätte den Schelm hängen lassen ohne Gnade," sprach er drohenden Auges zu Eppo hin.

„Auch sie sind Menschen," beschwichtigte der Graf.

„Die ihr Leben und ihre Glieder für uns feil bieten. Nicht aber geziemt es sich, daß Edle für Ehrlose das Leben aufs Spiel setzen," entgegnete Heinrich.

„Gott sei es gedankt! Dedi hat Boden unter den Füßen. Das Wasser hält ihn nimmer. Es ist in der That ein Weib, die er gerettet," rief Eppo.

„Reiche Beute bringet ihr von eurer Fahrt!" rief der König lachend. Dann ging er eiligen Schrittes Dedi entgegen. „Was bringst Du denn, Dedi?"

Neugierig bog sich Heinrich über die leblose Gestalt.

„Ein Mädchen! Wie schön sie ist! Ist sie tot oder nur ohnmächtig?"

Da eilte der fremde Mann herbei. Er sank in die Kniee, umfaßte Dedis Füße und rief: „Herr, lebt mein Kind? Wie kann ich Euch je vergelten, daß Ihr mein Kind, mein Liebstes, mein Alles gerettet habt!"

Dann schnellte er wieder in die Höhe, nahm das leblose Mädchen in seine Arme und bedeckte ihr bleiches Gesicht mit Küssen.

„Sie ist tot!" schrie er auf in Verzweiflung. „Ella, höre mich! Du darfst nicht tot sein! Ella, höre mich, ich bin es, Dein Vater! So sprich doch! Oeffne Deine Augen! Die Augen Deiner Mutter! Sprich, Ella! Deine Lippen sind so weiß und sonst glänzen sie gleich der Koralle! Ella, mein Kind, mein Schatz! Sie ist tot!"

Ergriffen von dem namenlosen Schmerz des unehrlichen Mannes um sein Kind standen König und Graf. Friedrich und Eberhard blickten mitleidig auf den Armen. Auf Dedis Gesicht hatte sich ein düsterer, finsterer Zug gelagert.

Weiter zurück blieben die beiden Mönche. Sie

hatten die Kapuze übergezogen und murmelten Gebete.

Und immer wieder rief der Vater den Namen seines Kindes. Verzweifelnd lag er neben dem Mädchen auf den Knieen und rang die Hände.

Eppo beugte sich über die regungslose Gestalt. Er legte sein Ohr auf den bleichen Mund, um den Hauch eines Atems zu erhaschen. Dann senkte er noch tiefer das ergraute Haupt, um das Schlagen des Herzens zu prüfen.

Plötzlich rief er freudig:

„Das Mädchen lebt noch! Setze es aufrecht und löse ihm den Gürtel, daß es leichter atmen kann!“

Hastig folgte der Fremde dem Befehle des Grafen. Er hielt die Schwankende in sitzender Stellung, während Dedi ihre Hände heftig rieb. Dann breitete Dedi ihre Arme weit aus, beugte sie wieder auf der Brust zusammen und wiederholte rastlos die Bewegung. Er erinnerte sich, daß er einst Zeuge gewesen, wie ein Arzt auf gleiche Weise verfahren.

Gespannt schauten die Umstehenden auf die Gruppe zu ihren Füßen.

Da schrie der Vater in Freude auf: „Seht, Herr,

das Blut steigt ihr in die Wangen! Seht, die Lippen erschließen sich! Sie lebt! Mein Kind, meine Ella lebt!"

In diesem Augenblick öffnete das Mädchen die Lider. Zwei lichtbraune Sterne von sammetweichem Glanze leuchteten empor. Ihr Blick fiel auf Dedi, der, über das Mädchen gebeugt, seine Wiederbelebungsversuche fortsetzte. Dann schweiften die wunderbar schönen Augen zum Vater. Ein glücklicher Schimmer strahlte in ihnen auf. Aber wie von magnetischer Kraft angezogen, glitten sie abermals zu Dedi hin und hefteten sich fest auf des Retters edle Züge. Eine Blutwelle stieg der Jungfrau bis zur bleichen Stirne. Sie sank zurück. Ihre Augen schlossen sich. War es Verwirrung und Scham, war es Schwäche?

„Man muß sie sogleich in ärztliche Pflege bringen. Es wird doch ein Arzt im Kloster sein?" wandte sich der König zu Eppo.

„Zwei der Mönche sind in den Geheimnissen dieser Wissenschaft erfahren. Einer für die Geschorenen, welche zum Kloster gehören, der andere für die Dienstleute, die Pilger und Fremden."

„So traget das Mädchen dorthin!" befahl der König den beiden Mönchen.

Diese rührten sich nicht.

Heinrich wiederholte den Befehl.

„Wir dürfen nicht," antwortete der Aeltere.

„Was dürfet ihr nicht?" brauste Heinrich auf. „Ist euch verboten, euren Mitmenschen Gutes zu thun?"

„Erquicke die Armen. Stehe bei den Bedrängten. Tröste den Betrübten, lautet das Gebot unseres Vaters Benediktus," entgegnete der Mönch.

„So thue, was er Dir befiehlt!"

„Meide die Frauen! Berühre niemals ein Weib! befiehlt er ferner. Diese da aber ist ein Weib, und, Herr, ich müßte mich sehr irren, sie ist ein fahrendes Weib," lautete die ernste Gegenrede.

Der Fremde hatte sich erhoben. Ein zornig drohender Blick traf den Mönch und grollend entfuhren dem Manne die Worte: „Nein, wie ein Kind ist sie! Nicht unter jeder Kutte steckt eine Unschuld wie diese da!"

Der Mönch schwieg.

Dedi beugte sich zu Boden, hob das Mädchen mit starkem Arme auf und eilte mit ihr der Ansiedlung zu.

In drei Sprüngen war der Fremde ihm zur Seite.

„Herr, zu gut seid Ihr und schwere Schuld häufet

Ihr auf mich. Gebt mir mein Kind; ich hätte es denen dort auch gar nicht gelassen."

Da schlug Ella abermals die Augen auf. Nahe ruhte sie an des jungen Helden Brust, sie fühlte seinen Atem in ihrem Gesicht. Unbewußt zog er sie fester an sich und schaute auf sie herab. Glühende Röte bedeckte ihr Antlitz, und in jungfräulicher Scham streckte sie ängstlich die Hände nach dem Vater aus. —

Das Unwetter hatte ausgetobt. Hätten die Wellen des Sees schon Zeit gewonnen, sich zu glätten, so würde kein Zeichen mehr wahrzunehmen gewesen sein von dem gewaltigen Aufruhr, der wenige Stunden vorher die Natur erschüttert. Wolkenlos blaute der Himmel, und schon strahlte der See die milde Farbe des herrlichen Zeltes, das sich über Berge, Thäler, Wasser und Wälder ausspannte, zurück.

Wie in der lustigen Vogelwelt, die bei herannahendem Gewitter ängstlich den frohen Gesang einstellt und Schutz sucht, wo sie ihn findet, dann aber, wenn die Sonne wieder erschienen und die Naturver jüngt, erfrischt Mensch und Tier entgegenlacht, wieder froh das heitere Spiel beginnt, zwitschernd, singend, neckend, lockend und fliehend, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum

sich schwingt, so war auch in der Ansiedlung des Klosters während des Sturmes unheimliche Stille eingetreten. Nun aber herrschte wieder reges Leben allorts. Das Grauen, wie es abergläubische Furcht hervorruft, war verschwunden. Auch das Licht des Himmels wirkt belebend auf den Geist. Wer immer nur im Dumpfen, Düstern lebt, senkt stets den Blick zu Boden.

Hier glätteten Gerber die Häute der Rinder, Schafe und Ziegen, dort zischte der Hobel, kreischte die Säge, Wagner und Schmiede sorgten für Feldgeräte, Zimmerleute bereiteten neue Gerüste, und mit Hammer und Meißel bearbeiteten Steinmetzen ungefügige Blöcke, bestimmt zu neuen Bauten. Eine Stadt im Kleinen hatte sich auf der Insel gebildet; denn mächtig war das Kloster im Laufe der Jahre gewachsen. Zur Sühne für begangene Frevel, aus Angst und Furcht vor den grell geschilderten Höllenstrafen, aus wirklichem Bedürfnis des Herzens und kluger Berechnung des eigenen Vorteils waren dem Kloster von länger her, bald nach der Gründung anfangend, große und kleine Schenkungen zugegangen. Stetig hatte sich der Wohlstand vermehrt und besonders in den Jahren, wo die Mönche noch gemäß den strengen asketischen Regeln

ihres Stifters gelebt hatten. Weithin in die schwäbischen Lande, diesseits und jenseits des Sees, auf viele Tagereisen hin, erstreckten sich die Hufe der Abtei, und kaum gab es einen Gau südlich des Neckars bis tief in die helvetischen und rhätischen Berge hinein, wo nicht Kelhöfe der Reichenau mit ausgebreitetem Landbesitz, hörigen Leuten und reichem Viehstand sich befanden.

Zahlreiche ritterliche Dienstmannen folgten dem Banner des heiligen Pirmin, und das Heergefolge der Reichenau bildete eine Macht, mit denen die, welche dem Kloster, sei es als Freund oder als Feind, gegenüberstanden, rechnen mußten.

Das alles hatte Graf Eppo in klugem, vorsichtigem Rat dem jungen Könige mitgeteilt und ihm die Vorteile erwähnt, die dem Träger der Krone erwüchsen durch Freundschaft mit dem mächtigen Abte des Klosters.

Begleitet von diesem schritt der König und sein Gefolge durch die zahlreichen Lehmhäuser der Ansiedlung hin, die außerhalb der eigentlichen Klostergebäude lag. Ueberall drängte sich der Wohlstand der Abtei den Besuchern auf, besonders in den großen, langgestreckten Lagerräumen, in denen Vorräte jedweder Art in reicher Fülle aufgespeichert waren.

Am meisten aber staunte der König, als ihm die Waffenkammern gezeigt wurden, in denen Wappnung, Kettenhemden und Eisenhauben, Schilde, Schwerter, Speere, Bogen und Pfeile für mehr als fünfhundert reisige Männer bereit lagen. Und damit nie Mangel eintrete, befand sich neben der Rüstkammer die Waffenschmiede, wo zahlreiche rußige Gesellen unter der Leitung des graubärtigen Meisters mit Feile, Hammer, am Feuer, Amboß und Schraubstock emsig an der Arbeit waren.

Das letzte Gebäude der Ansiedlung zeichnete sich vor den übrigen aus durch bessere Bauart und größere Ausdehnung.

„Hier ist das Pfleghaus für die Kranken. Auch zugereiste Fremde finden Aufnahme in demselben,“ belehrte der Abt den König.

Heinrich wandte sich zu Dedi, der nach kurzer Ruhe die Freunde wieder aufgesucht hatte.

„Hast Du noch nichts von Deinen Schützlingen vernommen, Dedi? Ich bin neugierig, zu erfahren, woher sie gekommen. Wißt Ihr schon von dem Abenteuer, das wir heute morgen erlebt?“ frug der König den Abt.

„Schlechte Zucht herrschte hier, wenn mir solch ungewöhnliches Ereignis nicht schon gemeldet worden wäre. Ihr habet Euch mutig und wacker benommen, Herr Dedi. Doch hätte ich lieber für Euch und für uns gesehen, es wären andere Leute gewesen, als diese.“

„Kennt Ihr sie?“ frug Heinrich. Auch Dedi hatte sich rasch zu dem Abte gewendet.

„Ich weiß noch nichts von ihnen, als daß es fahrendes Volk ist. Ungern sehe ich solche Leute auf der Insel, und sind gar Weiber dabei, so wehren wir ihnen, hier zu landen.“

„Das wäre unter den Umständen, wie die zwei ankamen, nicht wohl möglich gewesen,“ meinte der König lachend. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „hat mich Graf Eppo belehrt, daß es besser ist, fahrenden Leuten Wohlthaten zu erweisen, als Unbilde.“

„Manche haben sie lieber zu Freunden als zu Feinden,“ gab der Abt zu, „und selbst uns Mönchen ist es dienlicher, von ihnen geachtet, als gehaßt zu werden.“

„Sie dürften aber wenig Liebe zur Kirche und ihren Dienern hegen, nachdem jene ihnen die Sakramente verweigert und das Abendmahl vorbehält.“

„Geloben sie, vierzehn Tage vor und nach dem

Empfang des Leibes des Herrn ihr sündhaft Gewerb nicht zu treiben, so übt die Kirche Milde und läßt sie zu!"

Der König zuckte die Achsel. Die Erwiderung, welche ihm auf der Zunge schwebte, unterdrückte er. Nach einer Pause sagte er: „Gehrend heißen wir sie und ehrlos, weil sie Gut und Ehre nehmen. Wenn alle ehrlos wären, die nach Gut streben und Ehre außer acht setzen, dann könnten die fahrenden Leute sich manchen edelgeborenen Genossen suchen."

„Fahrendes Volk ist allzeit wohl beraten. Märe tragen sie weit, der Fürsten Lob und Schimpf in manchem Land sie künden," warf Eppo ein, der des Königs scharfe Worte ungern hörte und dem Gespräche eine andere Richtung geben wollte.

„Ihr habet recht, Graf Eppo, und sonderlich klingt es, daß diejenigen, denen Ehre teuer ist, der Ehrlosen nicht entraten können. Ihr kennet sicher den Spruch: ‚Wen gehrende Leute gerne suchen, der ist an Ehren reich; wen gehrende Leute meiden, dem mangelt manches Gute; wen gehrende Leute minnen, der scheuet nicht das Licht; wen gehrende Leute hassen, der ist falsch und handelt nicht nach Pflicht; wen gehrende Leute preisen,

der ist zur Seligkeit geboren; wem gehrende Leute fluchen, der hat Treue, Ehre und Würdigkeit verloren‘.“

„Nun, beim Schwerte meines Vaters, dann kann es kaum etwas Klügeres geben, als der beiden Schiffbrüchigen Freundschaft zu erwerben,“ rief der König lachend. „Du, Dedi, wirst es leicht haben, und um die Freundschaft der schönen Dirne dürftest Du manchen Neider finden; denn so viel ich sah, ist sie von nicht gewöhnlichem Reiz.“ Heinrich hatte die letzten Worte nur für Dedi verständlich gesprochen.

„Und dennoch verfuhr Euer Herr Vater, weiland Kaiser Heinrich, gar scharf mit diesen Leuten,“ sagte der Abt.

„Deshalb sprechen wohl auch die Fürsten so schlecht über ihn. Doch seht, dort kommen die beiden. Wir wollen hören, wer und woher sie sind. Wollt Ihr fragen, Herr Abt? Hier seid Ihr der Gebieter.“

„Wo der König weilt, ist er der Herr; ich frage, wenn Ihr befehlet, daß ich es thun soll.“

„So sollen sie mir Rede stehen. He, fahrender Mann, tritt näher! Auch Du, Dir . . . Mädchen,“ besserte Heinrich das Wort.

Die beiden hatten andere Gewänder angezogen,

die ihnen die Mildthätigkeit der Leute im Pfleghause besorgt. Nun verriet nichts den verachteten Stand, dem sie angehörten und das Gewerbe, das sie rechtlos machte. Ein einfaches Linnengewand hüllte das Mädchen ein. Um den schlanken Leib war ein Gürtel zierlos und schmucklos gelegt. Weite Aermel zeigten die schönen, vollen Arme, und unter dem etwas zu kurzen Rock lugten zierliche Füße, feine, wohlgeformte Knöchel hervor. Sie war hochgewachsen und reichte dem Vater, der stattlichen Wuchses in guter Haltung aufrecht stand, bis über die Schulter. Züchtig verbarg die faltige Gewandung die Formen ihres biegsamen Körpers, doch jede Bewegung verriet seltenes Ebenmaß der Glieder. Einzig ungefügig an ihr war das schwarze Haar, das in starken Fäden und üppiger Fülle lose zum Nacken herabwallte. Der alleinige Schmuck, den Ella trug, war ein goldgesticktes Band, mit dem sie die Haare über die Stirne gebunden.

Auf des Königs Zuruf hatten die beiden sich gewendet. Sie waren im Begriff gewesen, sich der Aufmerksamkeit des Königs und seines Gefolges zu entziehen.

„Wie heißt Du und woher kommt ihr?“ frug

Heinrich und winkte mit der Hand zum Zeichen, daß der Fremde, der sich auf ein Knie niedergelassen, aufstehen sollte.

„Haidlauf nennen mich die Genossen. Der Nachen trug uns von der Zelle des heiligen Ratolf dort drunten am See hierher."

„Was suchtest Du hier?"

„Zweierlei. Dem Herrn Erzbischof wollte ich melden, daß ich zu seinen Diensten stände, und zugleich Kunde einziehen, ob nicht Ihr, Herr, unserer Spiele und Künste begehrtet."

„Woher weißt Du, daß der Erzbischof auf der Insel weilt?" frug Heinrich und warf einen scharfen, mißtrauischen Blick auf Haidlauf.

„Fahrender Mann muß alles wissen," erwiderte jener.

„Welche Dienste kannst Du dem Erzbischofe anbieten? Ißt Du sein Brot?"

„Nein, Herr! Mich haben die Fahrenden aus seinem Gebiete zum Hauptmann gewählt; ich schlichte ihren Hader, spreche Recht und versöhne die Streitenden."

„Welches Recht sprichst Du, der Rechtlose, zu Rechtlosen?" fragte der König lachend.

„Herr, wir nehmen Gut für Ehre, Lohn für unser Spiel, suchen Gewinnst für unsere Künste. Andere, die mehr Recht haben als wir, nehmen oft Gut mit Ehren.“

„Worin besteht Deine Kunst?“

„In sagen und singen, laufen und springen, Wein kosten und Spiel gewinnen, Wunden mit Salbe heilen, einen Wagen bauen und ein Schwert schmieden, Schilde färben und Ritter rüsten, Schachgabeln und Brettspielen, schneiden und weben, guter Fürsprech sein und das Wort wohl führen, Heller schlagen, Glocken gießen und mit dem Bogen schießen, dies und noch mehr ist fahrenden Mannes Kunst,“ warf Friedrich lachend ein.

„Ihr vergaßet das Beste, Herr,“ entgegnete Haidlauf lustig. „Häuser mit Pfannenkuchen decken, Katzen zur Ader lassen, Ochsen schröpfen, Eier einbinden, für Kühe Zäume machen, für Hirsche Sättel, Handschuhe für Hunde, Kopfzeug für Ziegen, Kettenhemde und Eisenhauben für Hasen.“

„Der stellet sein Licht nicht unter das Kornmaß,“ rief Eberhard.

„So lange schweiget der Mann, weiß niemand,

was er kann. Mit Worten soll man künden sich," lautete Haidlaufs rasche Entgegnung.

Selbst der Abt und Graf Eppo vergaßen ihren Ernst und lachten. Dedi schaute nach Ella. Das Mädchen stand unbeweglich, als berühre sie das Gespräch nicht.

Nur einmal hatte sie die Augen mit dem lichten, sammetweichen Braun erhoben, sie dann aber rasch wieder gesenkt, als sie wahrgenommen, daß des Königs Blick forschend auf ihr geruht. Bei den scherzenden Worten des Vaters huschte ein Lächeln über die edelgeschnittenen Züge, und zwischen den leicht und wenig sich öffnenden, frischen Lippen, die im zierlichen Bogen geschwungen den feinen Mund bildeten, lugten milchweiße, kleine Zähne hervor.

„Und nun sage, was Du und Deine Tochter leistet?" fragte der König.

Haidlauf hob wie selbstbewußt den Kopf und antwortete: „Heldenlieder singe und sage ich, Mären aus alten Zeiten, von Krieg und Not auf blutiger Kampfhaide, von Glanz und Pracht an Königshöfen, von Minnen und Hassen edler Frauen, starker Recken. Ella, mein Kind, begleitet meinen Sang mit der Rotta und

mit der Zither. Die liegen jetzt auf dem Boden des Sees."

„Was treibt ihr noch?"

„Ich streiche die Fiedel, meine Tochter schlägt Laute und Zimbal und schwingt sich im Reigen."

„Wie ist es, Herr Abt, soll das Mädchen einmal seine Kunst vor Euren Mönchen zeigen?" meinte der König lachend.

„Gute Zucht herrscht auf der Sintlaz-Aue und wenig würden meine Brüder von dem gottlosen Spiel, das die Kirche verbietet, sehen; denn züchtig schlügen sie die Augen zu Boden."

„Sie scheint nicht zu jenen zu gehören, die Ihr im Auge habet, Herr Abt, die höher springen als die Bank, auf welcher die Zuschauer sitzen, und die ihr Gewand wegwerfen, um größeren Beifall zu finden. Oder irre ich mich, Mann?"

Ueber Ellas Gesicht zog eine helle Röte. Zwischen die dichten, schönen Augenbrauen tauchte eine Falte auf. Die losen Worte des Königs schienen sie zu verdrießen.

„Spielmanns Wissen ist reich, mehr weiß er, als manchem zu wissen lieb wäre. Auch schöne Frauen

von edler Geburt bedürfen zuweilen heimlicher Boten. Mein Kind ist züchtig," entgegnete Haidlauf, die Männer mit erhobenem Haupte anschauend.

„Deine Rede klingt stolz, stolzer als es für Dein Gewerbe sich ziemt," warf der Abt verweisend ein.

„Glut belebt sich an Glut, Mann wird Mann durch Rede kund," erwiderte Haidlauf.

„Aber ein Thor durch Hochmut," rügte herbe der Mönch. „Arme und Hilfsbedürftige finden hier in unserem Rasthause Nahrung und Lagerstätte. Gebricht's Dir an Zehrgeld, so soll Dir der Pfleger den üblichen Reisepfennig geben. Je eher ihr die Insel verlasset, desto lieber ist es mir."

„Heute noch, Herr, kann es sein. Ungern weilen wir, wo man uns ungern sieht. Scheelen Blick vermeiden wir. Lebt wohl, ihr Herren!"

„Für diese Nacht solltet Ihr den Leuten Lager und Atzung geben. Sie haben auf dem See alles verloren, und was sie auf dem Leibe trugen, ist noch von Wasser schwer," wandte sich Dedi zum Abte.

„Ich treibe sie nicht von hier fort. Nur sollen sie nicht länger bleiben, als nötig ist."

Unter den langen schwarzen Wimpern des Mädchens

glitt ein warmer Strahl zu dem Fürsprecher hin, so kurz und rasch, daß niemand ihn bemerkte.

Der Vater aber entgegnete: „Habet Dank, Herr! Vielleicht kommt der Tag, wo der fahrende Mann dem Sohne des Markgrafen aus der fernen Ostmark dienen kann.“

„Du kennst mich, der ich noch nie meinen Fuß in der Schwaben Land setzte?“ fragte Dedi erstaunt.

„Haidlauf heiße ich, manches Land weiß ich, gehe im Reiche von Land zu Land. Was der fahrende Mann nicht selbst erfährt, lernt er von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Gerne hätte ich den Herren einen Leich gesungen, der viel Ehre und Rühmens weiß vom Grafen Eppo aus der Nelloburg. Noch ist er neu, doch bald wird er gesungen werden, soweit unseres Herrn und Königs Herrschaft reicht.“

Tief verneigte sich Haidlauf vor dem Könige und den anderen. Dann trat er raschen Schrittes zurück und verschwand mit Ella in dem Eingang zum Pfleghause.

„Mir dünkt, Ihr verfuhrt nicht klug mit dem Schlauen, Herr Abt,“ meinte Heinrich. „Ich fand nicht, daß Ihr den Spruch im Auge hattet, den Ihr

uns vorhin von der Gunst und Ungunst der Fahrenden und Gehrenden sagtet."

„Wenig frage ich nach der Gunst dieser Leute," erwiderte der Abt kalt.

„Es soll unter ihnen viele geben, die von ihren Eltern zu besserem bestimmt waren, als zum Spielmann. Auch aus den Schulsälen der Klöster sollen manche, die sich zum Dienste des Himmelsherrn ausbildeten, den lustigen Wanderern der Landstraße nachgesprungen sein. Die handhaben nun, wie ein Wissender, das Schreibrohr und schreiben auf geglättetem Pergament Briefe, die bis nach Rom den Weg finden," sagte Graf Eppo ernst.

„Wir vom heiligen Pirmin können jederzeit unser Thun verantworten," entgegnete der Abt stolz.

„Was sind das für Leute, die sich dort nahen?" fragte der König und zeigte auf eine Gruppe Jünglinge, die befangen und ängstlich unweit des Pfleghauses Halt gemacht. Ihre Blicke schweiften beständig zu dem Könige und seinem Gefolge hin. Doch der Mut schien ihnen zu fehlen, näher zu treten.

Eberhard schritt den Fremden entgegen. Plötzlich blieb er stehen, wandte sich und rief erfreut: „Vater,

das sind Knaben von der Nelloburg. Der sie führt, ist Hezilo, des Burgmaiers Sohn."

„Sie werden keine Geheimnisse für Dich haben, Eppo," meinte der König. „Eberhard, rufe sie herbei, daß wir hören, was sie wollen. Bei meinem Schwerte, auf der Sintlaz-Aue gibt's Kurzweil aller Art!"

Die Burschen, es waren fünf stämmige, flachshaarige, junge Leute mit frischen, rotbackigen Gesichtern, traten näher. Sie trugen ihr bestes Gewand. Hezilo hielt einen Stab in der Hand, an dessen Ende ein dicker Strauß blühender, duftender Veilchen gebunden war.

„Was führt euch hierher, Hezilo?" rief Eberhard und reichte dem Burschen die Hand. Auch Friedrich trat hinzu und schüttelte vertraulich die derbe Faust des jungen Bauern. Der begann:

„Drei Laub auf unsrer Linden,
Die blühen also wohl,
Der Mai zeigt sich mit Gunsten.
Gern spräng viel hundert Sprünge
Das Mägdlein freudenvoll.
Wir wollen's gerne gönnen,
Wir singen dann zum Saitenspiel:
Der Mai uns will
Den lichten Sommer bringen!"

„Maifest wollen wir feiern, singen zum Tanz,

springen im Reihen. Jung und Alt, was zur Nelloburg gehört, ladet Euch, Herr Eberhard, und Euch, Herr Friedrich, zum fröhlichen Feste unter der Linde."

„Und mich vergißt Du, Hezilo?" fragte Graf Eppo, die Hand dem Burschen wohlwollend auf die breite Schulter legend.

„Unser Gebieter, Herr Graf Rudolf sagte, daß er Euch schon geladen, zur Nelloburg zu kommen," erwiderte Hezilo grinsend vor Verlegenheit.

Die anderen lachten.

„Ich bat Dich schon, Herr, meinem Bruder und mir die Ehre zu erzeigen, die Burg unserer Väter zu besuchen. Gestatte, daß ich die Bitte wiederhole," wandte sich Eppo zum Könige.

Heinrich sann einige Augenblicke nach. Dann, einen fröhlichen, wohlwollenden Blick auf Eberhard und Friedrich werfend, entgegnete er: „Gut, wir wollen alle zur Nelloburg reiten."

Freudig klatschten die Jünglinge in die Hände. Als aber die Gesandtschaft vernahm, wer der stolze, junge Mann sei, den alle Herr nannten, da rissen sie die blauen Augen weit auf; nicht einer aber dachte daran, vor dem Herrscher das Knie zu beugen.

Der König winkte dem Abte und Eppo. Die drei schlugen den Weg zum Kloster ein.

Friedrich schlang lachend den Arm um den Hals Dedis und flüsterte: „Geh hinein und sage Haidlauf, er solle mit seiner Tochter die Nelloburg aufsuchen. Graf Rudolf höret gerne lustige Mären und Heldenlieder. Das Mädchen könnte uns seine Kunst zeigen; denn sicher schwingt sie sich anmutig im Reihen."

„Wenn Du es wünschest, will ich es ihm sagen," erwiderte Dedi.

Eberhard aber sang mit heller Stimme:

„Es nahet sich die Sommerzeit,
Da hub sich manch' seltsamer Streit
Der Blümlein auf grüner Haide,
Das ein ist weiß, das andere rot,
Ihr Farb ist mancherleie."

Viertes Kapitel.

In der Frühe des folgenden Tages ritten König Heinrich, Graf Eppo und die jungen Genossen des Herrschers, die drei Freunde, gen Osten der Nelloburg zu. Der Abt hatte die Einladung Eppos, mitzureiten, abgelehnt. Darüber waren alle anderen, auch Heinrich, wenig betrübt gewesen; denn fröhlicher dünkte ihnen die Maifahrt und das Mahl in der Burghalle ohne den ernsten, geistlichen Herrn.

Des Königs scharfe Augen glitten hinüber und herüber, nach jeder Seite hin, als die fünf, gefolgt von mehreren Dienstmannen und Dienern, durch die fruchtbare Ebene ritten.

Den Herren um etwa tausend Schritte voraus hielten sich zwei Reiter, der eine der Rufer, der andere

der Sprecher. Wo sie der Weg durch eine Ansiedlung oder ein größeres Dorf führte, da sprengten diese behende noch weiter vor. Dann stieß der Rufer in das große, gewundene Hiefhorn, das ihm zur Seite hing, um den Dorfwächter herbeizurufen, daß er die wütend bellenden Hunde beschwichtige und das Gatter öffne zum freien ungehinderten Durchritt. Denn rings um jedes Dorf und jedwede Ansiedlung zog sich zum Schutze für Menschen und Vieh, gegen Tiere mehr noch, als gegen Diebe und Räuber, ein starker Zaun, aus mannshohem Pfahlwerk und Planken gebildet. Den einzigen Eingang zum Orte wehrte Graben und Thor.

Neugierig schaute der Dorfwächter und die, welche der Vorbeireitenden ansichtig wurden. Hier und da ertönte auch grüßender Heilruf, wenn Graf Eppo und die Freunde erkannt wurden. Je näher die Reiter der sich erweiternden Ebene kamen, die sich ausdehnte von den bewaldeten Höhen der Stahringer Berge bis zum seichten Ufer des Sees, an dem die Kaiserpfalz Bodman lag, desto lauter, freudiger und zahlreicher wurde der Gruß. Oefters tauschten Eberhard und Friedrich mit den Herbeieilenden herzliche Worte aus,

und lockte die Neugierde eine schmucke Dirne auf die Gasse oder vor die Thüre des Hauses, dann ward sie von den beiden geneckt. Selten aber blieb ihnen die Antwort aus, denn die Einwohner kannten sie und gerne sahen sie den Nelloburger Stammherrn und die jungen Edelinge wieder im Lande.

Nichts entging dem beobachtenden Auge des jungen Herrschers, und manche Frage mußte Eppo ihm beantworten; denn beflissen zeigte sich Heinrich, zu lernen, wo sich ihm Unbekanntes darbot.

Und wieder ritten sie an weit ausgedehnten Feldern vorbei, an deren Grenzen Steine standen, die in Kreuzform roh gemeißelt waren. In der Mitte des Querbalkens war sodann noch ein Kreuz eingehauen mit dem einzigen Buchstaben S darüber.

„Was bedeuten diese Steine, deren ich schon mehrere heute sah?“ fragte der König den an seiner Schwertseite reitenden Begleiter.

„Es sind Marksteine der Abtei auf der Sintlaz-Aue.“

„Weit ausgedehnt scheint der Besitz der Mönche zu sein.“

„Ueberall gibt es Fromme, die auf ihr und ihrer

Sippe Seelenheil bedacht sind. Das hoffen sie zu fördern durch Schenkung von Grund und Boden an den heiligen Pirmin, den Stifter des Klosters."

„Mancher beschwichtigt sein Gewissen damit und denkt durch Hergabe eines Ackers den ewigen Strafen zu entgehen. Nun, sie fahren beide gut dabei, die Mönche wie die Schenker."

„Mich dünkt, die Schenker besser noch als die Mönche."

„So meinst Du, der Himmelsherr sehe lieber das Geben als das Nehmen um seinetwillen."

„Das meine ich. Auch scheint mir, daß allzu großer Besitz den Klöstern wenig zum Heile gereicht. Zu mächtig werden die Abteien. Manche Aebte gleichen eher einem Fürsten als Mönchen. Schwer wird ihnen dann die Demut, und schlecht verträgt sich großer Reichtum mit dem Gelübde der Armut und der Entsagung. Selten noch sah ich Menschen, geweihte und ungeweihte, gesalbte und andere, deren Begierde nach größerem Erwerb nicht gestiegen wäre mit dem Wachstum ihres Besitzes."

„Sonderbar klingen die Worte in Deinem Munde Eppo, der Du doch selbst ein Kloster gestiftet."

„Es ist ratsam, den frommen Männern Geschenke zu geben; denn sie holen für uns nach, was wir in den Zerstreuungen des Lebens vergessen. Sie haben Zeit zum Beten. Aber nicht den schon überreichen Mönchen vom heiligen Pirmin oder denen vom heiligen Gallus, die wohl noch begüterter sind als jene, wollte ich weiteren Besitz zuführen. Darum gründete ich ein neues Kloster."

„Das bald ebenso reich sein wird, als die anderen," warf Heinrich ein.

„Ich möchte es nicht wünschen, denn in dem Maße, daß die Huben der Klöster sich mehren, mindert sich die Zahl der freien Bauern. Sieh, soweit Dein Auge reichen mag, alles das gehörte einst freien Männern auf freiem Eigen. Nicht eine Markung aber ist rundum auf viele Meilen zu finden, in welcher nicht die von Sankt Gallen, von der Sintlaz-Aue, oder der Bischof von Konstanz großen Grundbesitz hätten. Die aber da drauf saßen als Freie sind eigene Leute geworden, erst Zinser und halbfrei, bald aber Hörige. Und in die Markgenossenschaften setzen sie Fremde, die in ihren Diensten stehen. Die heischen anderes Recht als jene, brüsten sich ihrer mächtigen

Beschützer, und bricht Fehde aus, so sind die Genossen desselben Dorfes gespalten und befehden sich untereinander; denn jene folgen dem Herrn, diese einem andern und wieder andere einem dritten. Heinrich, wenn Du eine starke Stütze haben willst, so mehre nicht die Macht der Großen, nicht der geistlichen noch der weltlichen, diese sind vielfältig weit schlimmer, sondern verpflichte Dir die Kleinen. Trage Sorge, daß der Bauer ein freier Mann bleibt, niemand unterthan als dem Könige, und sodann wende den Städten Deine Gunst zu. Dort reift eine Macht heran, welche Dir bessere Dienste leisten wird als Deine Geschildeten und Reisige, wenn geistliche und weltliche Große im Uebermut sich gegen den Thron erheben."

„So meinst Du, ich solle die Thüringer bei dem lassen, was sie ihr Recht nennen, und Siegfried nicht zu dem so sehnlichst begehrten Zehnten derselben verhelfen?"

„Daran dachte ich nicht. Von Herzen aber wünsche ich, daß Du keinen Grund haben mögest, Dich dem Erzbischof mit dem Zehnten der Thüringer dankbar zu beweisen," entgegnete Eppo freimütig.

Die Stirne des Königs umwölkte sich. „Laß

das," entgegnete er kurz. „Es ist besser, wenn wir beide hierüber ferner nicht sprechen. Sind wir bald am Ziele?"

„Wenn wir jenen Waldvorsprung umritten haben, sehen wir die Nelloburg vor uns."

„Ich freue mich darauf, die Burg Deiner Väter kennen zu lernen," sprach Heinrich und trieb sein Roß zu rascherem Gange an. —

Schon seit früher Stunde herrschte sowohl in der Nelloburg, als auch in dem Dorfe bei derselben ein lebhaftes Treiben, ein bewegtes Kommen und Gehen. Alt und Jung im Dorfe hatte sich heute beeilt, die nötigen Arbeiten zu beenden. Nun standen sie schon, Männer und Weiber, Bursche und Mädchen, im besten Gewande auf der Dorfgasse, erwartungsvoll der Ankunft des Königs entgegensehend.

Da wurde die Aufmerksamkeit auf die drei Fremden gelenkt, welche begleitet von einem wohlgepflegten und tüchtig bepackten Esel erschienen. Es waren Haidlauf und seine Tochter. Einen zweiten Mann, ihren Gefährten, hießen sie Ziergang. Der diente aus freien Stücken und gegen geringes Entgeld dem Haupte der Fahrenden, solange keine lohnendere Beschäftigung

ihn lockte. Weit auf rissen die Burschen die Augen ob der eigenartigen Schönheit des Mädchens und raunten sich bewundernde Worte zu. Das verdroß die Gespielinnen und spöttische Bemerkungen tauschten sie aus über die auffallende Kleidung des fahrenden Mädchens und sein schwarzes, fliegendes Haar.

Diese aber schien wenig berührt zu werden von dem Neide der einen ob ihrer fesselnden Erscheinung und dem blitzenden Schmuck, den sie um Hals und Arm trug, noch von der sichtlichen Bewunderung der anderen. Achtlos der gaffenden Dörfler schritt sie neben dem Vater einher. Sie war es gewohnt, die Augen der Männer auf sich gerichtet zu sehen, und oft schon hatte sie Neid in den Blicken der Frauen wahrgenommen.

Haidlauf dagegen musterte forschend die Umstehenden und als er unter den Burschen Hezilo wieder erkannte, winkte er ihm mit der Geberde eines gebietenden Mannes. Alle, wie sie dastanden, dünkten sich weit mehr als die Fahrenden, und verächtlich mochten sie unter einander von den Helden der Straße, den Heimatlosen, sprechen.

Trotzdem fühlte sich der Bauernsohn den=

noch geschmeichelt und leichtfüßig sprang er zu Haidlauf.

„Ist der König schon auf der Burg?“ fragte dieser.

„Noch nicht. Wenn die dort droben auf dem Luginsland die Herren im Thale heranreiten sehen, geben sie das Zeichen,“ beeilte sich Hezilo zu antworten und warf einen scheuen Blick von der Seite auf Ella, die teilnahmslos dem Grauschimmel den glatten Hals streichelte.

„Gibt es mehr als eine Schenke hier und welche ist die beste?“ fragte Haidlauf weiter.

„Sogleich das nächste Haus dort zur Rechten. Soll ich Euch hinführen?“

„Ich danke, Hezilo. Auf Wiedersehen unter der Linde! Du springst wohl mit im Reihen?“

„Ich führe den Leitstab, bin Vortänzer,“ entgegnete der Bursche und hob stolz den Kopf. Das fremde, schöne Mädchen mußte hoch von ihm denken. Doch die schien seine Worte gar nicht zu hören.

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte Haidlauf und grüßte herablassend mit der Hand.

Neugierig drängten die anderen Burschen herbei und fragten nach dem Begehr der Fremden.

Unterdessen schritten diese der Schenke zu. Während Ziergang den Esel seiner Last entledigte, die aus besseren Kleidern, zum Auftreten vor dem Burgherrn und seinem hohen Gaste, sowie aus mancherlei sonstigen Gegenständen bestand, die jene zur Ausübung ihrer Kunst bedurften, ließ Haidlauf für Ella und sich ein Gemach anweisen, wo sie allein und ungestört weilen konnten.

Ella hatte auf einem der roh gezimmerten Schemel Platz genommen und hob das graue, rauhe Linnen, das die Fensteröffnung verdeckte, auf, um der köstlichen Maienluft Einlaß zu gewähren. Prüfend blickte sie durch die schmale Oeffnung ins Freie hinaus. Vor ihr lag die Burg, und mit Zufriedenheit gewahrte sie, daß sie den Zugang zu derselben überschauen konnte.

Haidlauf verließ die Stube, um für Erfrischung zu sorgen; denn schon früh waren sie von der Ratolfszelle am See, wohin sie noch am Tage vorher auf des Abtes unfreundliche Worte gefahren waren, aufgebrochen, und die mehrstündige Wanderung hatte Wunsch nach Speise und Trank geweckt.

Leicht mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt

und das rechte Bein über das linke legend, so daß die feinen, edlen Formen der zierlichen Füße unter dem kurzen Kleide zum Vorschein kamen, ruhte Ella von dem Frühgang aus.

Die Todesgefahr, in der sie am verflossenen Tage geschwebt, der grause Kampf, in dem sie um ihr junges Leben mit den wilden Wogen des Sees gerungen, war ohne Folgen für ihre gesunde Natur geblieben. Spielmannskind ist nicht verweichlicht. Kälte und Hitze, Lagern im Freien, wenn es an Obdach gebricht, Wandern durch Wald und Feld, über Berg und Thal, stählet die Kräfte.

Und doch war es anders geworden.

Seit Ella, aus der Ohnmacht erwachend, sich von den starken Armen Dedis umschlungen gefühlt, seit sie nahe an seiner Brust ruhend, geschützt, gerettet, geborgen, den Atem seines Mundes verspürt, den Blick seiner dunklen Augen mit den ihrigen aufgefangen hatte, war in ihrem Innern eine Wandlung vorgegangen, die sie mit wonnigem Glücke, mit angstvollem Bangen erfüllte.

Wo sie stand, wo sie ging, wann sie wachte, wann sie ruhte, ob sie wollte, ob sie sich dagegen sträubte,

nimmer verließ sie das Bild des Jünglings, der sie dem sichern Tode entrissen. Immer weilten ihre Gedanken bei ihm, immer sahen ihre Augen des jungen Helden edle Gestalt, wie er ernst und voll Güte des strengen Abtes Milde und Nachsicht für die Heimatlosen, die Fahrenden, für den Vater und für sie erbeten hatte.

Der Eintritt des Spielmanns ließ die Gebilde vor des Mädchens geistigem Auge zerstieben. Mit sorgender Liebe brachte er Speise und Trank, rückte den Tisch zur Tochter hin, sich selbst einen Schemel dabei, und lud zum Essen und Trinken ein.

„Hast Du Dich schon bei dem Burgherrn ansagen lassen?“ fragte Ella, der Einladung des Vaters folgend.

„Nein, Kind, ich gedenke es auch nicht zu thun. Wer gesucht wird, ist willkommener als jener, der sich in den Weg stellt. Der, den man ruft, steht sich besser, als jener, der sich anbietet.“

„Wie sollen die Herren aber wissen, daß wir hier sind?“

„Sie achten uns gering, geringer als andere Menschen, und doch sehen sie den Spielmann überall

gern. Wo wir uns zeigen, läuft die Kunde von unserer Ankunft rund, gleich einem Lauffeuer."

„Und doch möchte ich viel lieber, daß Du dem Grafen Dein Spiel zu früher Stunde anböteſt."

„Reicher fließt die Gabe, wenn erst der Wein die Gäste froh gemacht; dann wägen sie den Lohn nicht ab, und mancher reicht dem Spielmann den eigenen Becher zum Trunke, dem er sonst die Hand zum Gruße versagt."

„Mancher aber nimmt sich dann heraus, was er nüchtern nicht thut. Verhaßt sind mir die Liebesworte trunkener Männer, widerwärtig die Hand der Uebermütigen, die sich nach mir ausstreckt."

„Nun, nimmer noch sah ich, daß Dir Ungebührliches geschah. Du weißt Dich ihrer zu wehren, und vor gemeinem Volk spielen wir nie."

„Wenn der Wein und die prahlende Rede die Edlen erhitzt, finde ich sie allzu häufig noch lästiger als andere. Ihnen dünkt erlaubt, was dem geringen Mann schlecht ansteht und uns Fahrenden gegenüber erst recht. Vater, willst Du thun, warum ich Dich bat? Wirst Du Herrn Dedi Deine Dienste anbieten?"

Haidlauf schaute verdrießlich vor sich hin in den

Becher. Nach einer Weile hob er den Kopf und sagte: „Es ist Unkluges, was Du begehrst. Unser Wohlstand mehrt sich, und zu mancher Goldmünze und Goldspange ist umgewandelt, was wir im Laufe der Jahre in Kleinem erworben. Noch in diesem Monat kaufe ich das Haus mit Garten und Acker in meiner Heimat und setze einen Zinser hinein, der es im Stand hält und mir Zins zahlt. Sind die nächsten zwei Jahre ergiebig, wie die verflossenen, dann besitze ich genug, um das Gewerbe dranzugeben. Dann, Ella, ziehen wir in unser eigenes Heim und leben so glücklich wie einer."

„Mir ist aller Erwerb verhaßt geworden."

„Unselig war der Tag, der mich zur Sintlaz-Aue führte!" rief Haidlauf zornig.

Da glitt Ella an seiner Seite nieder, lehnte das schöne Köpfchen an die Brust des Zürnenden, der sogleich wieder mit Zärtlichkeit zu dem geliebten Kinde herabschaute und bat in flehendem Tone: „Zürne nicht, Vater! Sieh, auch ich wünschte, die Wogen hätten mich nimmer wiedergegeben, oder ich wäre gestorben, als ich in seinem Arme erwachte. Nun aber ist es so. Ich kann es nicht ändern."

„Sonst bist Du so klug, meine Ella! Nie hörtest Du auf Schmeichelworte, schautest nie nach Goldschmuck, den reiche Edelinge, es waren Alte und Junge, Dir boten, daß Du ihnen freundlich Dich zuneigtest. Und nun bist Du umgewandelt. Was kann Dir des reichen, mächtigen Markgrafen Sohn sein? Ungenossame wärest Du ihm, auch wenn Du aus ehrlichem Stande entsprossen. Was willst Du, eines fahrenden Mannes Kind, von dem stolzen Großen?“

„In seiner Nähe weilen. Nimmt er Dich in seine Dienste, dann erreiche ich, was ich erreichen muß.“

Da lachte Haidlauf laut. Es war kein freudiges Lachen. Wie Spott und Hohn klang es und bestürzt blickte Ella zum Vater auf.

„Ist das nicht zum Lachen? Um Deiner Mutter willen verlor ich Eltern und Heimat, weil sie eine Fahrende war. Und nun soll ich um der Tochter willen aus einem fahrenden Manne, einem frohfreien Spielmann, eines andern Mannes Knecht werden!“

„Die Mutter hat es Dir gelohnt, was Du für sie gethan mit reicher Liebe. Glaubst Du, daß ich jemals Dich nimmer lieben würde?“

Da zuckte es vor tiefer Rührung über des Spielmanns scharf geschnittenes Gesicht. Er zog sein Kind an sich und sagte in weichem, gutmütigem Ton: „Ja, Du hast recht, Ella, Deine Mutter hat es mir reichlich gelohnt, daß ich alles verließ und ihr folgte. Zwanzig und zwei Jahre sind verflossen seit jenem Tage, an dem Deine Mutter mit ihren Gefährten durch unsern Ort kam. Alle staunten sie an wegen ihrer fremdartigen Schönheit; denn ihre Heimat lag jenseits der Schneeberge. Wenige Tage vorher war ich aus der Klosterschule zu Fulda nach Hause gekommen; ich sollte ein Gelehrter werden. Ich sah Deine Mutter, sie mich, und unser Schicksal war beschlossen. Mein Vater, der Schultheiß, kannte Gesetz und Recht. ‚Wenn der Sohn ein Spielmann wird, oder eines Spielmanns Tochter nimmt und mit ihr zieht wider seines Vaters Willen, und Gut für Ehre nimmt, so hat er nimmer Anspruch noch Recht am Hab und Gut von Vater und Mutter.‘ So sagte er zu mir, hart und strenge. Und ich ließ Hab und Gut, ließ Vater und Mutter, die Heimat, die Brüder, ward ein fahrender Mann und nahm Gut für Ehre.“

Haidlauf hatte die letzten Worte ernst, fast düster gemurmelt.

Eine weiche, warme Hand strich sanft über die Stirne, ein voller Arm legte sich um seinen Hals und er fühlte seines Kindes sammetweiche Wange an der seinen. Liebkosend schmiegte sich Ella an den Vater an und flüsterte ihm leise zu: „Und meine Mutter ward Dein Weib, gab Liebe Dir so reich, daß Du gerne des Vaters Erbe darob vergaßest.“

„So ist es, Kind. Gesegnet sei der Tag, wo ich Deine Mutter sah! Wahrlich, wenn ich ungern jener Stunde gedenke, wo der Vater mir die Thüre wies, so geschieht's, weil ich ihn, die Mutter, meine Geschwister liebte, nicht weil ich bereue, was ich that. Ich bin ein glücklicher Mann gewesen durch Deine Mutter, und unter allen Spielleuten, so viele ihrer auch durch die Lande ziehen, gab es keine glücklicheren als wir. Aber, Kind, sie war mein Weib, Deine Mutter. Was kann Dir dagegen der Mann sein aus der Sippe eines edlen Grafengeschlechtes? Ella, als eines Tages ein Frecher Deine Mutter unziemlich berührte, schlug ich ihn nieder. Ella, nimmer brauchte ich bis zur Stunde von Dingen mit Dir zu reden,

die ich ungern berühre, aber wisse, die Ehre der Tochter, meines Kindes Ehre, rächte ich nicht minder als die der Mutter."

Der Spielmann hatte sich erhoben. Drohend blitzten die kühnen Augen und kraftvoll reckte sich seine nervige Gestalt.

„Seit wann denkt mein Vater gering von seinem Kinde?" fragte Ella leise.

Haidlauf legte seine Hand auf den Scheitel der Tochter und sagte in verändertem, sanftem Tone: „Du bist krank, Kind. Das böse Wetter, die Todesnot, Nässe und Kälte haben Dir doch geschadet. Morgen brechen wir auf und ziehen nach dem Rheine mit den reichen Städten und dem heiteren Volke. Das wird Dich zerstreuen und beim lustigen Reigen mit den Freunden wirst Du vergessen, was Dich hier bedrückte."

„Was Du willst, thue ich," erwiderte das Mädchen sanft.

Ein bekümmerter Blick traf die Tochter aus des Spielmanns Auge.

„Komm, Kind, laß uns die Harfe prüfen und die Fiedel. Glätte Deine Tanzschuhe und siehe nach der

Kugel, daß alles gerichtet ist, wenn man uns ruft. Du kannst meine Lieder mit der Harfe begleiten, und großen Beifall wirst Du ernten, wenn Du zu den Klängen meiner Fiedel kunstvolle Tänze auf der Kugel ausführest. Willst Du?"

„Gerne, Vater. Alles, was Du wünschest, thue ich. Nur laß mich nicht in der Halle des Grafen die Gaben einsammeln."

„Viel reicher fließt der Lohn für unsere Kunst, wenn Du mit dem Teller rundgehest. Aber es sei so. Ziergang mag die Edlen, des Grafen Gäste um den klingenden Lohn bitten. Horch! Hörst Du das Geschrei? Es klingt wie Heilruf. Und von der Burg erschallen die Hörner, Trompeten, Posaunen! Höre doch, Ella, wie die Pfeife gellt. Heissa, jetzt schlagen sie lustig auf das Kalbfell! Komm, wir müssen hinaus! Der König kommt! Wo das Volk sich sammelt, wo Musik schallt und die Großen Einzug halten, da muß der Spielmann sein."

Spielmanns Lust hatte den fahrenden Mann ergriffen, und weit fort flohen Ernst und sorgenvolle Gedanken. Auch in Ellas Adern regte sich das Blut der Eltern und schnell, mit geschickter Hand vor dem

Spiegel, der ihr an der Seite hing, Haar, Kleidung und Halsschmuck ordnend, eilte sie mit Haidlauf auf die Dorfgasse hinaus, wo die aus den Häusern herbeistürzenden Menschen, Männer, Weiber und Kinder, ihnen die Richtung angaben, in welcher sie selbst zu gehen hatten, um die Einziehenden zu sehen.

Hart am steil abfallenden Abhang des Berges erhob sich die Burg. Nur von Norden her war sie zu erreichen. Nach dieser Richtung hin dehnte sich der Bergrücken aus, dessen Ende die mächtige Veste krönte.

Da wo der Zingel, die starke Ringmauer, sich bei dem schweren Thore zum Kreise schloß und die eigentliche Burg mit dem Herrenhause und dem stattlichen Luginsland von allem, was draußen lag, abschloß, erstreckte sich nochmals eine hohe Mauer an beiden Seiten des Abhanges hin. In ihrer Umschließung lagen die Wohnungen der Burgmannen und Dienstleute, die Stallungen und Lagerräume jedweder Art.

Wer unkundig des Landes und seiner Bewohner im Thale vorbeizog, erkannte doch, daß hier eines mächtigen Geschlechtes Sitz war. In den grimmen Kämpfen um die Herrschaft in Schwaben, welche ehr-

geizige Große mit König Konrad gefochten, war die Nelloburg in Schutt und Trümmer gestürzt. Nur der aus je zentnerschweren Quadern aufgeführte Luginsland hatte damals Brand und Zerstörung überdauert und dem Burgherrn, der treu zum Könige gestanden, als letzte Zufluchtsstätte zum wahren Bergfrid gedient. Sage und Lied erzählt noch jetzt von der Not der Belagerten. Der Ahnherr der Grafen Eppo, Rudolf und Eberhard, rettete Weib, Mutter und die Getreuen. Nichts weiter. Aber es war ihm das Liebste gewesen, lieber als Gut.

Dann, als die Sache des Königs gesiegt, war die Nelloburg mächtig und stolz aus den Trümmern erstanden, und weithin ins Land grüßte des Burgherrn Siegefrid, den der König zum Grafen im Hegau erhoben, ruhmvolles Banner.

Dicht vor dem Burgthor, im starken Schutz der Veste, hatten sich Bauern angesiedelt. Durch eigenen Nachwuchs und Zuzug aus versippten Familien war das Dorf gewachsen.

Zwischen den ersten Häusern der Ansiedlung, die behäbig gedieh in der Gunst der Nelloburger Grafen, und der äußern Burgmauer, lag ein großer grüner

Anger. Mitten auf demselben ragte die mächtige Linde empor. Hier schlichteten die Grafen als Bann- und Gerichtsherren im ungebotenen Ding Streit und Hader, sprachen das Urteil, nachdem es die Schöffen gefunden, und verhängten Strafe und Buße.

Es kamen viele Dingtage vor, an denen weder Kläger noch Beklagte in den von weißem Hanfseil umfriedeten Ring traten. Gar selten zog der Waibel an Stelle der weißen Schnur eine rote, das Zeichen hochpeinlichen Gerichtes; denn gute Zucht herrschte im Grafensprengel. Meist waren es Beulen und Schläge, die zur Rüge kamen; denn die schmucken Dirnen erregten hier und da Zwietracht zwischen den Burgleuten und den Dörflern.

Aber auch zur geselligen Unterhaltung und fröhlichem Spiel dienten Anger und Linde Alten und Jungen. Hier warfen den Ball und sprangen im Reihen die Jungen, sprachen von Vergangenem und erfreuten sich am blühenden Nachwuchs die Alten.

Von allen Seiten der Umgegend strömten Neugierige, Frohsinnige herbei. Denn von Gehöfte zu Gehöfte, von Dorf zu Dorf bis zu den Höhen, deren

Fuß der nahe See bespülte, war die Kunde vom frohen Feste auf dem Nelloberge gedrungen.

Nun lockte erst recht Maienwonne, Maienluft die Dörfler aus den engen, dumpfen Räumen ihrer niederen, lichtlosen Wohnungen. Und wie sie sich freuten am laubenden Wald, am sprießenden Anger mit der Mannigfaltigkeit vielfarbiger Blumen und der Vögel frohheiterem Sang! Der Mai war da und brachte viel Lust und Wonne, viel Spiel und Tanz, und in Minne neigte sich manches Pärlein heimlich und verstohlen einander näher, eines zum andern. Das schaffte der Mai.

Dreist drückten Haidlauf und Ziergang für Ella und sich selbst eine Gasse durch den dichten Kreis der Leute, die den Fremden widerstandslos gewährten, was sie den eigenen Bekannten und Versippten murrend und hohnsprechend versagten. Bis zur vorderen Reihe drängten die drei. Dort hatten sie freie Ausschau in den Kreis. In diesem standen Burschen und Mädchen, jene mit frischem, nickendem Buchenzweige an der Mütze, diese mit Kränzlein aus Veigele und Vergißmeinnicht auf dem blonden Haar und ein Sträußlein am vollen Mieder.

Da lugte mancher Bursche hin, hoffend, das Sträußlein mit dem Margarethenstern in der Mitte zu erlangen als Pfand guter Freundschaft und mehr.

Behende sprang Hezilo, als König Heinrich und die Gefolgschaft die bereiteten Plätze eingenommen, zu seiner Tänzerin hin und faßte sie mit der Rechten, während seine Linke den mit Blumen und Bändern geschmückten Leitstab hochhielt, das vielbeneidete Ehrenzeichen des Vortänzers.

Das Mädchen reichte einem andern Burschen seine rechte Hand, die dieser mit der Linken ergriff, um die eigene Rechte wieder seiner Tänzerin zu bieten. So reihte sich Bursche an Mädchen, eines stets dem andern folgend. Mit gespreiztem Schritt zogen sie vorüber, dem Herrscher ihre Ehrfurcht beweisend, die Burschen mit eckiger, tiefer Verneigung, die Mädchen mit zierlichem Knicks.

Herr Heinrich nickte freundlich den frischen Dirnen zu und lachte ob der ungefügigen Art der Dörfler. Und nachdem sie alle vorbeigezogen, schlossen sie den lebenden Ring und warteten des Vorsanges. Den hub Hezilo an, allemal den Leitstab hochhebend zum

Zeichen des Einstimmens der anderen. Und er sang mit heller Stimme:

„Wonnereicher süßer Maie,
Du sollst uns willkommen sein,
Bunte Blumen mancherleie
Bringet uns dein lichter Schein.
Die Welt hast du geschönet,
Der Vögel Sang ertönet,
Des soll dir Dank sein, lieber Maie,
Wir grüßen dich mit Sang und Reihe."

Als er geendet, sangen alle die Kehre:

„Die Welt hast du geschönet,
Der Vögel Sang ertönet,
Des soll dir Dank sein, lieber Maie,
Wir grüßen dich mit Sang und Reihe."

und dabei sprangen sie behende im Kreise herum.

Wieder hub Hezilo an:

„Griesgram Winter, hu, wie kalt,
Bist nie jung, bist ewig alt,
Kennst nicht Minne, kennst nicht Lust,
Hast kein Sang in rauher Brust.
Fleug von hinnen! Pack dich fort!
Stabt ihn, jagt ihn von Ort zu Ort,
Bis er in den Bergen weit
Uns von seiner Näh' befreit."

Lustig wiederholten die anderen im Kreise springend die Kehre.

Kaum war diese verklungen, da erhob sich gellender Jubel und die ganze Menge wandte die Blicke dem Dorfe zu. Aus einem der Häuser desselben nahten sich in drolligen Sprüngen und überstürzender Eile zwei auffallende Gestalten. Die erste stak in einem zottigen Wolfspelz, den ein Strick von Stroh um die Lenden gürtete. Die Beine bedeckten Schaffelle und rauhe Bundschuhe schützten die Füße. Ein Fuchsbalg verhüllte den Kopf und schwere Pelzhandschuhe verbargen die Hände. In langen Strähnen fiel das aus Werg gebildete Haar auf den Nacken herab und verbarg zum größten Teil das mit Farbe beschmierte Gesicht.

„Hu, Griesgram! Der Winter! Stabt ihn aus, stabt ihn aus, den Griesgram! Treibe ihn über den See, Sommer! Maie, verjage den Winter!“ scholl es von allen Seiten dem Burschen entgegen, der als Winter vor dem andern, dem Maien, in den Kreis sprang.

Vom Kopfe, den ein saftgrüner Epheukranz zierte, bis zu den Füßen schmückte diesen das Gewand des

Frühlings. Auf Brust, Arme, Rücken und Beinen hatten fleißige Hände die Blätter des Epheus und der Stechpalme einzeln aufgenäht. Kränze von Blumen und grünem Laubwerk schlangen sich um den Körper.

Stille gebot Hezilo mit dem Leitstab. Nun hub sich ein Streitgesang an zwischen Winter und Maie, den das umstehende Volk mit Lachen und steigender Freude verfolgte. Und als endlich der Winter besiegt, verfolgt von den Schlägen des Maien mit frischen Buchenzweigen, Gesichter schneidend, das Weite suchte, da brach heller Jubel los.

„Sanglustig und scherzhaft sind Deine Landsleute, Eppo,“ wandte sich Heinrich zu dem Grafen, während aus seinen Zügen helle Freude und Gefallen am Spiele der Dörfler leuchtete.

„So findest Du Kurzweil an ihrem Feste?“

„Bedauern würde ich, jetzt, wo ich es kenne, wenn ich Deiner Einladung nicht gefolgt wäre. Ist es schon zu Ende?“

„Nein, nun beginnet Reihe und Tanz.“

Der König blickte neugierig nach einer Stelle in der vorderen Reihe der Zuschauer hin und sagte leb-

haft: „Sieh doch, Eppo, drüben! Sind das nicht die Fahrenden von der Sintlaz-Aue?“

Der Graf schaute nach der angegebenen Richtung und entgegnete:

„Doch, es ist Haidlauf, wie er sich nannte, und seine Tochter, die Dedi aus dem See trug. Wie die hierher kommen?“

„Du hörtest ja, was er mir antwortete: Fahrender Mann muß alles wissen. Uebrigens wollen wir seine Anwesenheit benutzen. Lade ihn ein, nachher in der Burg seine Kunst zu zeigen. Zum Mahle, wenn der Becher kreist und die Lust steigt, liebe ich Gesang und Tanz; sie mögen zeigen, was sie können.“

Wenige Augenblicke später überbrachte ein Diener Haidlauf den Auftrag seines Herrn.

„Siehst Du, Ella, besser ist es, gesucht zu werden, als sich selbst antragen,“ meinte Haidlauf geschmeichelt. „Fällt die Gabe nicht reichlich genug aus, kann ich nunmehr größeren Lohn heischen; denn besser bezahlt man geforderten Dienst als gebotenen.“

Ella entgegnete nichts. Geringfügig dünkte ihr Lohn und reiche Gabe. Mehr galt ihr, daß sie mit dem Vater Zutritt zur Halle haben würde, wo auch

Dedi weilte. Und auch jetzt, seit der König auf dem Anger erschienen, hatten ihre Augen den Jüngling gesucht. Dicht bei dem Herrscher stand er, für sie der Schönste unter allen den Edlen der Gefolgschaft. Immer wieder schweiften ihre Blicke zu ihm hin, als würden sie mit unwiderstehlicher Macht angezogen. Aber sie, die Tochter fahrender Leute, selbst eine Fahrende, eine jener Mädchen, die für keck galten frei scherzenden und Gunst heischenden Männern gegenüber, zagte und bangte, Dedi möchte erkennen, daß ihre Augen ihn suchten.

Unterdessen hatte Hezilo die Paare wieder geordnet zum Tanze und hub sodann zu singen an:

„Mein Herze, von Schmerze
Will reißen entzwei,
Es klopfet, es pochet
Und rufet gar laut:
Heia ho heia, heia ho hei,
Hopel ho hei! Es lebe der Mai!"

Und während sie sangen schleiften die Paare, die Füße breitspurig nach rechts und links werfend, über den Anger. Bei der Kehre aber ließen sie einander los, sprangen hoch auf, lustig sich drehend und sangen jauchzend:

„Heia ho heia, heia ho hei,
Hopel ho hei! Es lebe der Mai!“

So reihte sich Tanzweise an Tanzweise und immer springlustiger schaute das junge Volk nach den Spielleuten.

Lauter wurde der Ruf nach ihnen, und als Geiger, Pfeifer und der den Sumber, die Handtrommel schlug, in den Kreis traten, erscholl heller Jubel. Die spielten ihre Weisen nicht um Geld und Lohn. Wer von den Dörflern die Kunst verstand, war stolz darauf und genoß Ansehen. Nur freien Trunk nahmen sie als Liedlohn.

Jetzt hoben die an. Heissa, da gab's erst rechtes Leben unter der Linde auf grünem Anger! Da wirbelten die Paare durcheinander hin. Weithin flatterten die bunten Bänder an den lang herabfallenden Zöpfen der Dirnen, und im Uebermut schwenkte der eine oder andere der Burschen seine Tänzerin hoch in die Luft, daß sie aufkreischte vor Schreck und Lust und Freude zugleich.

Nicht lange währte es, so packte die Tanzlust auch die Jüngeren im Gefolge des Königs wie des Grafen, und der Edelmann schwang die Dorfdirne behende

über den Anger, bemüht, sich zierlicher zu erweisen, als der bäuerische Tänzer.

Schweigend schaute Ella in das bunte Treiben. Wohl regte sich im Spielmannskind das leichte, frohe Blut. Allzeit war sie die erste gewesen, wenn bei lustigen Festen fahrender Genossen die Tanzweise gelockt und mit manchem schmucken Knaben war sie leichtfüßig im Reihen gesprungen.

Und als sie sah, wie Eberhard und Friedrich sich gleichfalls unter die Tanzenden mischte, frische Dirnen bei der Hand faßten und mit den Dörflern munter im Kreise sich schwangen, da begann ihr das Herz zu pochen. Sehnend dachte sie des Glückes, das sie empfinden würde, wenn derselbe starke Arm, der sie dem Tode entrissen, sie abermals umfangen würde und sie, an seine Brust gelehnt, über den Anger mit den anderen dahinfliegen dürfe.

Ihre Augen leuchteten auf bei dem Gedanken, tiefer färbte sich ihre Wange und heiß, hastig flog ihr Atem, als eile sie schon mit Dedi dahin.

Da schrak sie zusammen. Eine Hand hatte sich ihr auf die Schulter gelegt. Den Kopf wendend, halb hoffend, halb bangend schaute sie um. Ein ihr

fremder Mann stand vor ihr. Eben noch hatte sie ihn im Gefolge des Königs gesehen. Höfische Kleidung und weißer Rittergurt verrieten seinen Stand. Von stattlichem Wuchs war der Fremde, um wenige Jahre älter als Dedi. In den regelmäßigen, nicht unschönen Zügen prägte sich starkes Selbstgefühl aus. Mehr auf Trug ließen sie raten, denn auf Treue, und aus dem schillernden Auge lugte Uebermut und lüsternes Wünschen.

Noch lag auf dem Gesichte Ellas der Ausdruck der eben gehegten Gedanken. Den deutete der Fremde falsch. Entgegenkommend dünkte ihm das Mädchen. Sie war ja eine Fahrende. Mancher hatte er sich so genaht. Warum nicht auch dieser? Und abermals legte er seine Hand auf ihre Schulter, sie langsam herabgleiten lassend bis zum vollen Arme.

Glut stieg empor im Gesichte Ellas. So hatte Dedi sie nicht einmal berührt, als sie willenlos an seiner Brust gelegen. Mit einer kräftigen Bewegung schüttelte sie die Hand des Fremden von sich, trat einen Schritt zur Seite, so daß sie dicht neben den Vater zu stehen kam und fragte mit kurzem Tone, der keine Furcht verriet: „Was wünschet Ihr, Herr?“

„Dich zum Tanze zu führen, Mädchen,“ entgegnete der andere lachend und versuchte seinen Arm um Ellas schlanken Leib zu legen, während er fortfuhr: „Komm, laß uns tanzen! Ich halte von Dir, daß Du es besser vermagst, als diese Stalldirnen, und wie die Bauerntölpel springe ich auch noch.“

„Ich will aber nicht mit Euch tanzen,“ erwiderte Ella und wich der Berührung aus.

„So sage Du ihr, daß sie tanzen soll,“ wandte sich der Fremde roh zu Haidlauf. „Gehrt die Dirne Lohn, so soll sie ihn haben.“

„Meine Tochter mag tanzen oder nicht, wie es ihr beliebt. Ich befehle es ihr nicht. Dort stehen noch einige Bauernweiber, sie schielen schon nach Euch, Herr Egino,“ entgegnete Haidlauf kühl.

„Woher weißt Du meinen Namen?“ fragte der andere und vergaß über dem Erstaunen, sich von dem ihm fremden Spielmann nennen zu hören, den Spott in den Worten des fahrenden Mannes.

„Ich sah Euch im Heere des Königs gegen die Liutizen, die Heiden, ziehen und Euren Namen nannte man unter den Kühnen, die das heilige Pferd aus dem Tempel zu Rethra entführten.“

„Ruhm brachte mir diese That ein, und der König lobte mich dafür vor dem Heere," entgegnete Egino geschmeichelt. Dann fuhr er, zu Ella gewendet, fort: „Ehre bringt es Dir, wenn Dich die Edlen und das Volk an meiner Seite und mit mir tanzen sehen."

„Gebt die Ehre der, die sie verlangt," entgegnete Ella kalt.

Eine Blutwelle stieg auf im Gesichte Eginos. Sein Auge begann drohend zu funkeln und ein heftiges Wort schien er sprechen zu wollen, als ihm Haidlauf zuvorkam, sich dicht neben ihn stellte und leise mit spöttischer Miene sagte: „Auch sah ich, wie Euer Schwert den Wenden zu Boden streckte, dem Ihr das junge, schöne Weib entreißen wolltet. Wäret Ihr nicht rascher gewesen, als der Heide, so moderten Eure Gebeine jetzt dort droben im Norden. So mußte jener das Leben lassen und war doch im Rechte; denn innerhalb der Thürschwelle strecktet Ihr die Hand aus nach seinem Weibe, nicht vor dem Dachfirst. Hätte er Euch erschlagen, straflos würde er ausgegangen sein; denn Notwehr war es im eigenen Hause, zwischen den vier Wänden desselben."

Egino trat einen Schritt zurück. Ungern ver-

nahm er, daß Haidlauf Zeuge jener That gewesen. Doch rasch kehrte Fassung und Hochmut zurück.

„Gälte Dein Wort vor dem Ding, so hättest Du wohl gegen mich ausgesagt?“ fragte er drohend.

„Was ging mich die That am fremden Manne, dem Heiden begangen, an? Wenn einer hätte klagen wollen, Buße fordern für den Erschlagenen, so war es dessen Weib. Aber Ihr truget ja Sorge, daß die nimmer klagte,“ antwortete Haidlauf mit kaltem Hohn.

Die Hand Eginos zuckte nach dem Halbschwert im Gurt. Doch furchtlos schaute ihm der Spielmann in die unheimlich funkelnden Augen und halb spöttisch, halb beschwichtigend sagte er: „Wenn wir von allem zu allen singen und sagen wollten, was wir wissen und vernommen, dann schenkten uns Hohe wie Niedere nicht so viel Vertrauen. Fahrender Mann weiß zu schweigen.“

„Und wüßtest Du es nicht, so würde ich es Dich lehren,“ entgegnete Egino drohend. „So viel kümmere ich mich um Deine dumme Wendengeschichte,“ und er blies mit verächtlicher Geberde über die flache Hand.

„Genau so viel, wie ich mich um Eure Drohung,“ versetzte Haidlauf und zuckte die Schulter.

„Du bist allzu kühn, Mann! Worauf pochest

Du? Weißt Du nicht, daß ihr allesamt, auch Du und die Dirne hier, rechtlos seid? Wer hindert mich, Dir den vorlauten Mund zu stopfen oder von der stolzen Dirne zu heischen, was ich begehre? Nimmer kannst Du Buße und Wette fordern von mir, dem Edlen."

„Ich weiß, daß das Recht für den fahrenden Mann nur Spott hat, keine Sühne. Was kümmert es mich? Nicht schlechter dünke ich mich deshalb als Ihr, besser vielmehr, Herr Egino. Männer schlug ich auch schon, doch Weiber nie. Ehrlich ist die Hand des unehrlichen Mannes. Wo das Recht mir Recht versagt, nehme ich es selbst. So denke ich, und wie meine Genossen denken, wird Euch klar werden, wenn Ihr an einen Immenstock tretet und einer der Immen ein Leid anthut."

Hellauf lachte Egino. Doch es war kein herzliches Lachen. Falsch klang es wie von mißstimmiger Fiedel. Er bot Haidlauf die Hand und rief: „Wahrlich Mann, Du gefällst mir. Nimmer noch sprach jemand mit mir so kühn und verwegen. Das höre ich gerne."

Aber Haidlauf schien die ausgestreckte Hand des Edlen nicht zu sehen.

Nicht Zeit hatte Egino zu erwägen, ob es Ver=

achtung sei und mit Absicht geschehen. Lautes Kreischen erscholl. Dazwischen mischte sich vielstimmiges Lachen und fröhliches Geschrei. Eines der tanzenden Paare war auf dem Anger ausgeglitten und war, bemüht und beflissen, sich auf den Füßen zu halten, gestürzt, gestolpert, bis es endlich in der nächsten Nähe des Königs zu Falle kam. Achtlos wirbelten die anderen im Kreise dahin und rascher, wie das erste Paar, fiel das folgende über die Beine des Burschen in das Gras. Auch das dritte und vierte gesellte sich zu den beiden, alle zusammen ein buntes Gewirr und Durcheinander bildend von ringenden Armen und verschlungenen Beinen.

Kreischend suchten die Mädchen die ihrigen zu schützen vor den spähenden Augen der Männer, denn kurz war Rock und Kleid und noch kürzer geworden im Fallen. Und in dem allzu hastigen Bemühen, sich wieder zu erheben, hinderte einer den andern. Da sanken wieder hin, die schon halb sich aufgerichtet und verursachten neue Verwirrung. Des freuten sich die Männer, Edle und Geringe, selbst König Heinrich und Eppo lachten aus Herzensgrund über den drolligen Wirrwarr.

Die fröhliche Lust der Dörfler jedoch beeinträchtigte es nicht. Nach kurzer Pause kreischte wieder die Fiedel, ertönte schrillend die Pfeife und brummte die Handtrommel. Da faßte auch mancher ältere Ehemann die braune, runzelige Hand seines Weibes, sprang mit ihr im Kreise herum und sang:

„Mechtild, wie gefall' ich dir?
Bei deiner Treu, das sage mir!"

Die Nächsten, die es hörten, fielen ein und sangen die gleiche Kehre der alten Tanzweise. Andere aber drückten die Hände ihrer Tänzerinnen fester und jauchzten:

„Das schaffet alles die Minne, die Minne,
Daß wir springen ohne Sinne, ohne Sinne."

Und nicht einer der Dörfler schaute den vornehmen Gästen sehnend und wünschend nach, nicht einer dachte daran, daß er lieber mit denselben zur Burg zöge, um dort in der Halle des Grafen mitzutafeln beim üppigen Königsmahle.

Fünftes Kapitel.

Festlich geschmückt war die Halle in der Nelloburg und gastlich der Eindruck, den sie hervorrief. Groß war sie und stattlich, vielen Helden Raum gewährend zu fröhlichem Gelage. An den Holzwänden, die Zeit und Rauch dunkel gefärbt, prangte mancherlei Gewaffe, ererbtes von den Vätern und in ruhmreichem Kampfe erworbene Beute. Ueber und zwischen den Schilden, vielfach mit leuchtenden Farben bemalt und durch eisernen Buckel, einem Helme gleich, und sonstigem Beschlag verstärkt, den Schwertern und mannslangen Bögen, Köchern, Spießen, Geren, Kettenhemden und Beinschienen hatte der Kämmerer den Maiengruß, frisches, duftiges Laubwerk, anbringen lassen. Rundum waren zahlreiche Kienfackeln in eisernen Ringen aufgesteckt;

denn draußen herrschte schon Zwielicht. Der Qualm derselben stieg ohne Belästigung der Anwesenden nach oben, weil keine drückende Decke den Abzug hinderte. Ihre Stelle vertrat das offene, rauchgeschwärzte Sparrenwerk des Dachstuhls, der von einer mächtigen Säule inmitten des Saales gestützt ward.

Zwei lange Tafeln standen in der Halle. Holzbänke zu beiden Seiten derselben. Je die obere Hälfte der Tische war mit grobem Leinen bedeckt, eine Auszeichnung für die, welche hier Platz nehmen durften.

Vor den Bänken, jeder an dem ihm gebührenden Platz, standen schon die Gäste, des Königs und seiner Gefolgschaft harrend. Oben die Edelinge und freien Vasallen und die reichen Bauern auf vollfreier Scholle. Auch diese trugen im Ledergurt das einschneidige Halbschwert. Unten reihten sich die Dienstmannen an, die unfreien Hofleute und Schwertmannen von den Höfen und Dörfern der Nelloburger Grafen.

Jetzt kündete dreimaliger Hornstoß das Nahen des Herrschers an. Unter Vortritt des Kämmerers und des Truchseß, geführt von Eppo und Rudolf, den Herren der Burg, betrat Heinrich die Halle. Ehrerbietig neigten die Mannen das Haupt. Am Hochsitz, der auf er-

höhtem Raume gerade der Thüre gegenüber um einige Stufen vom Estrich des Saales sich erhob, nahm der König den Ehrensitz ein. Für die Edelsten unter den Gästen wurden die Sessel gerückt am Ehrentisch. Den zierte feines Linnen und im Scheine der Kerzen in kunstreichen Leuchtern glänzten silberne Kannen und Becher.

Hurtig sprangen nun die Schalke, die Tische mit dampfenden Braten und Zukost zu bestellen, während die Diener des Mundschenks und Kellermeisters Kannen und Becher füllten. Auf den Tafeln in der Halle waren diese gleich den Platten und Tellern von Holz; denn hart pflegten die Schwertmannen zuzugreifen, und stieg erst Bier und Wein in die Köpfe der Zechenden, dann mußten Krüge und Schüsseln rauhe Stöße ertragen können.

Nicht oft hatte des Königs Gefolgschaft diesen in besserer Stimmung gesehen als heute, und bald pflanzte die heitere Laune, welche am Hochsitz herrschte, sich an den Tafeln in der Halle fort. Hier und dort stieg in fröhlicher Rede der Schall der Stimmen und herzliches Lachen ertönte dazwischen.

„Einen Sessel sehe ich noch leer. Für wen hast

Du den bestimmt?“ fragte der König, zu Eppo gewandt, und zeigte auf einen Sitz am Ehrentische.

„Wir erwarten noch einen Gast. Zu jedem Feste, das auf der Nelloburg gefeiert wird, ergeht an einen Freund unseres Hauses, einen vollfreien Bauern, der auf seinem großen Hofe dort auf der Höhe über dem See sitzt, die Einladung, teilzunehmen. Sendet er nicht Botschaft, dann bleibt der Sitz für ihn frei, weil er allemal sicher kommt. So ist es Brauch bei uns seit Väterzeiten. Gerne halten mein Bruder und ich die überkommene Sitte in Ehren, denn den Mann, der jetzt Herr auf dem Haldenhofe ist, schätzen wir hoch, wie kaum einen andern.“

„Treue Freundschaft heiße ich das! Neugierig bin ich, den Mann kennen zu lernen, der solche verdient.“

„Sein Vater hatte dasselbe Recht hier, und unser Vater hielt ihn höher als mancher Bruder den Bruder.“

Immer eifriger waren die Gäste beschäftigt, der trefflichen Bewirtung zuzusprechen. Da benützte mancher Dienstmann, der draußen auf einem der Dörfer der reichen Grafen in kaltem, engem Steinhaus saß, that- und arbeitslos wartend, bis ihn seines Herrn Befehl zum Schwertdienst entbot, die gute Gelegenheit.

Gutes Mahl und guter Trunk macht frohsinnig und heiter. Behaglich strich hier einer und dort einer Bart und Magen und räumte dem Schwertgurt zwei bis drei Löcher mehr ein.

Der König hob seinen Becher, hielt ihn den Brüdern entgegen und rief frohlaunig: „Beim Schwerte meines Vaters, es war ein guter Gedanke von euch, mich zum Maifeste zu laden! Schön war der Ritt durch das Land, unterhaltend die Sprünge der Dörfler und traulich sitzt es sich in der Burg eurer Väter.“

„Gerne höret mein Bruder und ich, daß es Dir wohlgefällt bei uns, Herr. Groß ist die Ehre, des Königs Füße unter seinem Tische gehabt zu haben. Denkt der Gast mit Befriedigung an den Besuch zurück, dann ist das der liebste Lohn für den Wirt,“ erwiderte Graf Eppo.

„Herimar! Dort kommt Herimar!“ riefen in diesem Augenblick Friedrich und Eberhard zugleich.

„Er ist es, von dem wir soeben sprachen,“ wandte sich Eppo zum Könige und zeigte auf zwei verspätete Gäste, die den Saal betraten und von vielen lebhaft begrüßt wurden.

Während Friedrich dem jüngeren der beiden Männer

einen Platz an der ersten Tafel in der Halle unter den angesehensten Gästen anwies, geleitete Eberhard den ältern zum Hochsitz.

„Ich grüße Dich, Herimar!“ rief Graf Eppo, und reichte dem Greise die Hand.

Neugierig prüfte der König die Ehrfurcht fordernde Erscheinung des freien Bauern. Wenig über Mittelgröße ragte die breitschulterige Gestalt des schier Achtzigjährigen empor; gerade hielt sich der Greis und aufrecht gleich einem Jüngling. In mächtiger Fülle floß der schneeweiße Bart bis zum braunen Ledergurt herab, an dem des freien Mannes Recht, die Waffe, hing. Auch das reiche Haupthaar zeigte die Zierde des Alters. Aber die klugen Züge des schönen Greises trugen nicht den Stempel hinsiechender Kraft; voll waren sie noch und frisch. Hellblaue Augen leuchteten in jugendlichem Glanze.

„Das ist Herimar, der Herr vom Haldenhofe,“ wandte sich Eppo zu Heinrich. Und dann zu dem andern wieder gerichtet fuhr er fort: „Ich weiß, Herimar, Du freuest Dich mit uns, daß Herr Heinrich, unser König, der Nelloburg die hohe Ehre seines Besuches schenkt.“

Der Greis erhob sich von dem Sessel, auf dem er schon sich niedergelassen, heftete die offenen, klugen Augen auf den jungen Herrscher und betrachtete ihn schweigend, als wolle er prüfen, bevor er spreche. Jetzt neigte er mit dem Anstand eines Hofherrn das ehrwürdige Haupt, streckte dem König zwanglos die Hand hin und sagte mit kräftiger, wohllautender Stimme: „Seid gegrüßt, Herr, im Schwabenlande! Euren Vater kannte ich von Gesicht zu Gesicht. Dem Himmelsherrn sei gedankt, daß Ihr zu Euren Tagen gekommen! Denn gar zu früh starb er Euch. Heil sei Euch, Herr, auf allen Wegen, und immer mögen Euch so treue Freunde und gute Diener beschieden sein, wie ich hier an Eurer Seite sehe! Fromm Weib, des Lebens Heil! Freundestreue, Gottesgabe!"

„Ich danke Euch, Vater," entgegnete Heinrich, und faßte des Alten Hand mit warmem Drucke. „Verzeiht die Frage, wie alt seid Ihr? Wer nach dem Silber Eures Haupt- und Barthaares urteilen wollte, der könnte Trugschluß thun."

„Wenn die Berge dort über dem See mit Schnee sich überziehen, so ist's ein Zeichen, daß der Winter angekommen. Meine Haare reden wahr, Herr, Winter

ist es auch bei mir geworden. Ich bin über meine Tage gekommen. Heuer sehe ich zum neunundsiebenzigstenmale den Wald lauben, den Anger grünen."

„Nur der ist über seine Tage gekommen, der sich selbst und anderen zur Last geworden. Du aber, Herimar, bist wohl getaget und gejahret, doch schreitest Du noch ungehabt und ungestabt, und der Herr des Haldenhofes bist Du immer noch mit Kopf und Hand, wenn Dir auch die Enkel schon bis zur Achsel reichen," meinte Graf Eppo.

„Frische Luft weht auf der Berghöhe, wo der Haldenhof liegt, die hält gesund," scherzte Herimar. „Mein Vater sah zwölf Jahre mehr, als ich jetzt zähle, und eine Sage geht, ihr kennet sie ja auch, Eppo, und Du, Rudolf, daß Pebo, mein Ahn, hier in der Nelloburg sanft verschied, als er, schon zweiundneunzig Jahre alt am Tage vorher auf den eigenen Füßen vom Haldenhof zu eurem Ahnen Siegefrid gekommen war."

„Reiche Lehren muß Euch, Vater, das Leben gegeben haben. Ich möchte kennen, was Ihr alles schon erfahren," sprach Heinrich.

„Viel Schlimmes war es, aber noch mehr Gutes. Den Sonnenschein vergessen wir, die trüben Tage haften,

und so sind wir Menschen allzu häufig ungerecht, undankbar und glauben, die Welt sei freudelos, und die in ihr leben, böse."

„Hat Euch das Leben nicht argwöhnisch gegen Freund und Feind gemacht?" fragte der König herbe.

„Argwohn ist ein schlimmes Unkraut. Er ist ein Gift, das jeden guten Trunk, jedwede Freude Euch vergällt! Vorsicht lehrte mich das Leben, doch nicht Argwohn, und am Ende meines Lebens stehend, halte ich die Menschen für weit besser, als man vielfach meint."

Graf Eppo drückte dem Greise verstohlen die Hand. Er wußte, daß des königlichen Jünglings Gemüt nur zu empfänglich war für Argwohn und Mißtrauen.

„Kennt Ihr nicht den weisen Spruch meiner Heimat, Herimar? Ich will ihn Euch sagen: ‚Dem fliegenden Speer, der fallenden Woge, dem jungen Eise, der geringelten Schlange, den Liebesworten der Geliebten, dem gebrochenen Schwerte, dem Spiele der Bären traue nicht,'" sagte Heinrich.

„Ich meine, das rate mehr zur Vorsicht als zu Argwohn, zumal wo Ihr eines vergaßet, Herr," entgegnete Herimar.

„Was vergaß ich?“

„Und dem Sohne eines Fürsten.“

Da lachten alle am Hochsitz. Der König rief ebenfalls heiter: „Seht Ihr, Herimar, das haben mir die, welche mich den Spruch lehrten, vorenthalten.“

„Sie übten Vorsicht, Herr.“

„Du aber jetzt, da Du es mir sagst?“

„Ich schenke Euch Vertrauen, Herr, daß Ihr ein freies Wort, zudem im Scherz gesprochen, nicht übel deutet.“

„Dem Sohne eines Fürsten traue niemand, sagst Du, hieße es. Ist das denn nicht Argwohn?“

„Herr, unhöflich würde ich es eher heißen. Schwer ist zu sagen, wo die Vorsicht ihr Ende hat und der Argwohn beginnt. Auch meine Heimat kennt einen ähnlichen Spruch wie denjenigen, den Ihr soeben sagtet. Wollet Ihr ihn hören, Herr? Von Fürstensöhnen enthält er nichts.“

„Sprich!“ forderte der König den Greis, der ihm mehr und mehr wohlgefiel, auf.

„Den Tag soll man am Abend loben, die Frau, wenn sie begraben ist, das Schwert, wenn es im Kampf erprobt, die Jungfrau, wenn sie ist vermählt, das Eis,

wenn man darüber schritt, den Wein, wenn er getrunken ward."

„Gut! Aber in Deinem Spruche wird, wie in meinem, nichts vom Freunde gesagt. Warum?"

„Herr, schon vorher sagte ich: Fromm Weib, des Lebens Heil! Freundestreue, Gottesgabe! An Gottesgabe aber makle nicht! Vorsicht, bevor wir jemand zum Freunde machen, Vertrauen aber, wenn er als Freund sich hat bewähret!"

„Ich sehe, Du bist weise, Herimar. Gib mir zum Gastgeschenk, denn wie im eigenen Hause erscheinst Du hier, eine gute Lebensregel. Ich verspreche Dir, sie zu befolgen."

„Herr, das Versprechen nehme ich nicht an; denn oftmals muß auch der gute Wille vor hartem Zwang die Segel streichen. Doch wenn an eines alten Mannes schlichtem Wort und Rat Euch gelegen ist, so gebe gerne ich statt einer Lebensregel Euch derselben drei. Sie lauten: ‚Verlasset nie einen schmutzigen Dorfweg, um dafür über ein Saatfeld zu reiten, verweilet nie zu lange bei einem Gastfreund, der selbst alt ist, aber ein junges Weib hat, und drittens verschiebt jede Rache über Nacht.'"

„Ich danke Dir,“ sprach Heinrich freundlich und stieß mit dem Greise an. „Heil trinke ich Dir und Deinem ganzen Hause.“

„Heil ich auch Euch, Herr! Der große Himmelsfürst nehme Euch in seinen Schutz!“

Tiefer war der Abend gesunken, die Fröhlichkeit der Tafelnden aber in gleichem Maße gestiegen. Diejenigen, welche die Anwesenheit des Königs anfänglich beengt, wurden freier, je öfter sie den Krug mit schäumendem Bier oder den Becher mit dem von kundiger Hand gemischten Weine geleert. Lauter war der Schall durcheinandersprechender Stimmen geworden. Wo sich anfangs zwei oder drei unterhielten, und einer des andern Rede ruhig anhörte, sprachen jetzt alle immer zugleich und zusammen.

„Mir scheint es Zeit zu sein, die Spielleute einzulassen. Sind sie schon in der Burg?“ fragte Heinrich den Gastgeber.

„Schon geraume Weile, wie mir gemeldet wurde.“

„So laß sie kommen. Ich liebe die Kurzweil, welche sie bringen.“

Wenige Augenblicke später erschienen Haidlauf und

Ziergang in der Thüre der Halle, sogleich schon begrüßt von dem Zuruf der zechenden Mannen.

„Seht doch! Fahrende Leute! He, Spielmann, herein! Recht so, nun noch Spiel und Sang!“

Geräuschvoll schwirrten die Rufe durcheinander.

Da überschrie vom obern Ende der Tafel einer aus der Gefolgschaft des Königs die anderen Stimmen: „Das ist Haidlauf, der Spielmann! Schnurrige Lieder weiß er zu singen, aber auch schöne Sagen von ruhmreichem Schwertgang und blutigem Kampfe schlachtfroher Helden!“

„Aber das Mädchen sehe ich nicht, seine Tochter,“ rief Egino. „Dünkt sich die Dirne zu gut für die Halle des Grafen? Ehre ist es für sie, vor dem Könige zu tanzen.“

Die letzten Worte Eginos wurden übertönt von dröhnendem Lachen. Mit einem Satz war Ziergang — und von dieser Kunst hatte er den Namen — auf die nächste Tafel gesprungen, jedoch nicht auf die Füße sich stellend, sondern auf die Hände. So schritt er, den Kopf nach unten gerichtet, geschickt zwischen den Krügen, Kannen und Schüsseln vom untern Ende bis oben. Hier angekommen, ringelte er sich gleich einem

Igel zusammen, lugte mit komisch grinsendem Gesichte zwischen den Beinen hervor und lief in der gleichen Stellung wieder bis zum Ende des Tisches zurück.

Da lachten die Helden, daß es widerhallte von der Holzwand des Saales und die Waffen klirrten, welche dort zum Schmucke hingen, denn sie fanden Gefallen an dem Possenspiel des Gauklers.

Unterdessen war Haidlauf bis zum Hochsitz vorgetreten, verbeugte sich mit dem Anstande eines höfischen Edlen tief und ehrerbietig vor dem Könige, weniger tief sodann vor den anderen am Ehrentisch. Dann, zu Graf Eppo gewandt, sprach er mit dem freien Benehmen eines Mannes, dem solch hohe Gesellschaft nichts Ungewöhnliches ist: „Einladung und Befehl erging an mich, zu dieser Stunde hier zu erscheinen. Ich harre Eures Bescheides, Herr!“

„Was befiehlst Du, Herr, worin die Leute ihre Kunst zeigen sollen?“ fragte der Graf.

„Das Beste sollen sie selbst auswählen. Hast Du Deine Tochter nicht mit hierher geführt?“

„Doch, Herr. Wenn es Dir gefällt, eröffnet sie unser Spiel.“

Der König nickte.

Geschäftig sprang Ziergang, aber alles mit wunderlichen Possen und Gliederverrenkungen begleitend, Raum zu schaffen und freien Durchgang vom Eingang der Halle bis zum Hochsitz, vor dem hinreichend Platz war. Dann stellten sich beide Männer zur Seite, nahmen der eine die Fiedel, der andere ein zitherähnliches Instrument zur Hand und begannen zu spielen. Erwartungsvoll wandten sich alle Augen zur Thüre. Plötzlich ertönten laute Ausrufe des Staunens und des Beifalls. Wie von unsichtbarer Hand geschleudert, rollte eine große, fast drei Fuß im Durchmesser betragende bunt bemalte Holzkugel in die Halle. Als sie ein Viertel des Weges bis zum Hochsitz gerollt war, erschien in der Thüre Ella in reichem Gewande. Knapp legte es sich an den Körper des Mädchens an, die herrlichen, lieblichen Formen desselben züchtig bis zum edel gebildeten Halse hinauf verhüllend. Mit einem Sprunge schwang sie sich auf die Kugel, sicher und fest auf derselben stehend, wie auf dem Boden.

Mit anmutiger Geberde grüßte sie den König und des Herrschers Tafelrunde, dann die anderen. Und nun begann sie mit unnachahmlicher Sicherheit und

in zierlicher, feiner Bewegung die Kugel mit den kleinen Füßchen fortzurollen, bald nahe zum Königstische hin, bald sich wieder von diesem entfernend. In den Händen hielt sie blitzende Zimbeln von Metall, mit denen sie die Musik der beiden Männer begleitete. Immer rascher rollte sie die Kugel, immer kühner tanzte sie auf der kaum Raum für ihre Füßchen gewährenden Oberfläche derselben, die nicht eine Sekunde lang ruhige Stellung behielt. Aber wie rasch auch ihre Bewegungen wurden, sie blieben gleich schön und edel. Wortlos blickten die Helden auf das anmutige Spiel, und die Augen sprachen von Bewunderung ob der großen Geschicklichkeit und des bestrickenden Liebreizes des Mädchens.

Mit scharfem Blick hatte Ella den einzigen gesucht, um dessen Beifall sie heute rang. Unweit des Königs am Hochtisch saß Dedi. Dess' freute sich Ella; denn nun mochte sie immer und ständig die leuchtenden Augen auf den Jüngling hinlenken, es geschah unbemerkt.

Jetzt lenkte sie die Kugel bis hart zum Königstische und entfaltete noch einmal ihre ganze Kunst. Ihre Füße schienen die Kugel gar nicht zu berühren,

und doch rollte diese beständig um sich selbst, während sie gleich einer Elbe über ihr schwebte. Plötzlich lief die Kugel in raschem Lauf rückwärts bis zum Eingang der Halle. Noch eine grüßende Bewegung mit den Händen, und Ella war verschwunden.

Da brach lauter, brausender Beifall los, selbst Heinrich schlug in die Hände, und mit dem Klirren der Waffen vermischte sich der stürmische Ruf nach der kunstfertigen Tänzerin. In tollen Sprüngen, Purzelbäume schlagend und sonstige Thorheit treibend, eilte Ziergang zur Halle hinaus, um gleich darauf Ella an der Hand hereinzuführen. Aber er hüpfte nur auf einem Fuße, denn das andere Bein hatte er, gleich einem Speer über die Schulter gelegt. Mit komischer Würde geleitete er das Mädchen bis zum Hochsitz, zog dann, mit dem Fuße grüßend, die Kappe vom kurz geschorenen Kopfe und sprang zurück.

„Herrlich hast Du getanzt, Mädchen, nimmer noch sah ich solche Kunst,“ wandte sich der König zu Ella und bewunderud glitt sein Auge über ihre schöne Gestalt.

„Wahrlich, schade wäre es um Dich gewesen, wenn Dich der See nimmer zurückgegeben. Da, nimm dies

zum Angedenken an die Nelloburg," fuhr der König fort und reichte Ella eine Goldmünze.

Dankend verneigte sich Ella. Schweigend nahm sie die Lobsprüche der anderen entgegen, während von den beiden Tafeln in der Halle immer wieder lautes Lachen ertönte über die tollen Sprünge und die wunderliche Gangart Ziergangs.

Auch Eberhard und Friedrich hatten Ella lobende Worte und Scherzrede zugerufen. Aber alles das befriedigte das fahrende Mädchen nicht. Der, für den sie ihre ganze Kunst aufgewendet, den sie einzig und allein immer wieder mit Herz und Auge gesucht, der schwieg und hatte kein Lob für sie.

Ella trat vom Hochsitz zurück und stellte sich zum Vater, der ihr zärtlich die Hand entgegenstreckte.

„Prächtig hast Du getanzt, Ella, Herzenskind. Noch nie sah ich Dich so tanzen wie heute, Goldkind. Nur eine einzige vermochte so schön, so herrlich ihre Kunst zu zeigen, das war Deine Mutter. Fast habe ich vergessen, den Bogen zu führen, so lebendig trat das Bild Deiner Mutter mir wieder vor Augen. Reichen Lohn werden wir heute erwerben, und Du sollst einen schönen Schmuck erhalten."

Warm drückte Haidlauf die feine Hand seines geliebten Kindes und fuhr fort: „Alle loben Dich und spenden Dir Beifall. Früher blicktest Du stolz darob, und Deine Augen leuchteten. Heute aber sind selbst die Worte eines Königs wertlos für Dich, so scheint es mir. Was Du nur hast? Unmöglich kann ich denken, Du seiest krank, nachdem Du so wunderbar getanzt. Doch sieh, Ella, da kommt Herr Dedi auf uns zu. Machst Du auch ihm kein freundlicheres Gesicht?“ fügte der Spielmann, halb scherzend, halb schmerzlich bewegt hinzu; denn ungern entbehrte er das sonnige Lächeln seines Kindes, und bange Sorge beengte ihm die Brust. Mit raschem Blick prüfte er den Eindruck, den seine Worte auf die Tochter geübt. Und was er fürchtete, fand neue Nahrung. Mit tiefer Röte hatten sich Ellas Züge bedeckt, als sie vernahm, daß Dedi sich nahe. Fast hörbar pochte ihr das Herz in quälender Besorgnis, ob er auch wirklich zu ihnen träte oder zu anderen die Schritte lenke. Da hörte sie seine Stimme:

„Ich freue mich, daß Dir der Unfall gestern nicht geschadet. Kaum hätte ich erwartet, Dich heute wieder so frisch und gesund zu sehen.“

Wie schwer es ihr doch wurde, die Augen zu erheben. Und als sie jetzt aufblickte, strahlte ihr Blick so viel Glück und Zufriedenheit, daß Haidlauf krampfhaft die starke Faust ballte vor Neid und Mißgunst.

„Ich danke Euch, Herr, daß Ihr Anteil nehmet an mir. Auch ich freue mich, daß Ihr keinen Schaden genommen wegen mir," entgegnete Ella und schaute Dedi voll an.

„Auch Dir hat das kalte Bad und die bange Sorge um Deine Tochter keinen Nachteil gebracht," wandte sich Dedi zu Haidlauf.

„Das danke ich Euch, Herr," entgegnete der Spielmann. „Hätte ich mein Kind verloren, ich wäre ein gebrochener Mann. So aber bin ich froher als je zuvor, und nimmer wird Haidlauf vergessen, was wir Euch schulden."

„Du liebst Deine Tochter sehr?" fragte Dedi und blickte mit Wohlwollen auf den fahrenden Mann.

„O Herr, mehr wie mein Leben! Seht, mein Herzblut kann ich, wenn es sein muß, hergeben, mein Kind niemals. Ist es nicht so, Ella?" fragte Haidlauf mit weicher Zärtlichkeit.

Da schmiegte sich das Mädchen dicht an den Vater

an, schlang den linken Arm um seinen gebräunten, kräftigen Nacken und entgegnete: „Ich weiß es, Vater, Du liebst mich weit mehr, als ich es verdiene.“

„Aber wenn Du sie eines Tages doch hergeben mußt?“ warf Dedi lächelnd ein.

Heftig fuhr der Spielmann auf, und mit fast drohendem Tone rief er: „Herr, wer sollte es wagen, mir mein Kind zu nehmen?“

„Nun, der, dem sie einst folgen wird als sein Weib.“

„Daran dachte ich nicht, Herr. Hassen, meine ich, müßte ich den, der sie von meiner Seite fortführen wollte.“

„Sorge doch nicht, Vater. Unnötig ist Deine Furcht.“

„Weißt Du denn, Ella,“ fragte Dedi scherzend, „ob Du nicht eines Tages zu einem Manne in Liebe entbrennen und ihm folgen wirst?“

Purpurn färbten sich die Wangen des Mädchens. Ihre Brust hob sich in mächtiger innerer Bewegung, und für geraume Zeit blieb sie die Antwort schuldig. Dann, als sie das Antlitz zu dem Edeling erhob, lag ein harter, bitterer Zug um die schwellenden Lippen

gelagert, und eine Falte furchte die schöne Stirne. Sie antwortete: „Fahrendes Mädchen kann nur fahrenden Mannes Weib werden. Ich werde nie eines Fahrenden Genossin sein.“

„Haidlauf, der König wünscht, daß Du nunmehr Deine Kunst als Sänger zeigest; denn Du wurdest ihm gerühmt als kundig mancher schönen Sage,“ unterbrach Eberhard, hinzutretend, das Gespräch.

„Nicht mancher unter meinen Genossen in deutschen Landen weiß bessere und schönere zu singen als ich,“ erwiderte der Spielmann selbstbewußt. „Ich denke, der König und Euer Vater werden zufrieden sein. Sagt Herr, und verzeiht mir die Frage, wer ist der Greis, der am Tische des Königs sitzen darf, ohne daß er, wie mir dünkt, hochedlen Standes und Fürstengenosse ist?“

„Herimar heißt er. Ein Freund unseres Hauses, Trautgeselle meines Vaters und meines Oheims. Er sitzt auf großem, freiem Eigen, der Haldenhof genannt und ist einer der Angesehensten im ganzen Gau.“

„Vom Haldenhof und der Nelloburg weiß ich einen Sang. Der singt von Eurem Ahnherrn Siegefrid

und rühmt ihn hoch. Gerne wird der König ihn hören, dünkt mich.“

„Wie wir alle nicht minder, Haidlauf. Und daß Dein Sang wohl gerate, leeret diesen Becher. Es ist Wein vom Königstische,“ sagte Eberhard und reichte Ella den Trunk, den ein Diener auf seinen Befehl ihm gebracht.

„Hohe Ehre erweiset Ihr uns, Herr! Erlaubet, daß ich Euer Heil trinke und das meines Retters,“ fügte Ella hinzu und neigte in Anmut sich vor den beiden.

„Ich danke Dir, Ella,“ entgegnete Dedi und reichte dem Mädchen zum Abschied die Hand. Für einen Augenblick hielt er sie fest in der seinigen, unbewußt. Des Mädchens bestrickende Schönheit übte gegen seinen Willen Einfluß auf ihn aus, und wärmer als bisher ruhte sein Auge auf ihr. Da senkte sie errötend das Köpfchen.

„Wärest Du nicht so kalt gegen alle Frauen, wahrlich, gefährlich könnte dem Mädchen der Dienst werden, den Du ihr gestern geleistet,“ meinte Eberhard, als er mit dem Freunde zum Hochsitz zurückschritt.

„Sie ist von wundersamem Reiz, und trüge sie nicht das Gewand der Fahrenden, niemand würde sie

für eine solche halten. Doch wer sagt Dir, daß ich gegen alle Frauen kalt sei?" fragte Dedi, und seine Züge überflog ein flüchtiges Lächeln.

„Wer sah Dich denn je mit einer Maid oder minniglichen Frauen scherzen? Mich dünkt, Du brauchtest Dir keine große Mühe zu geben, um von Ella mehr zu erlangen als nur Dankbarkeit."

„Ich glaube, daß sie züchtig ist und nicht frei, wie sonst die Mehrzahl ihrer Genossinnen. Was kann sie dafür, daß sie eines fahrenden Mannes Tochter ist?"

Mit diesen Worten blickte Dedi zurück. So rasch auch Ella in demselben Augenblick sich bemühte, nach einer anderen Richtung zu sehen, Dedi hatte doch wahrgenommen, daß ihre Augen ihn verfolgt.

„Was will der Spielmann singen?" fragte Heinrich, als die beiden ihre Sitze wieder eingenommen.

„Einen Sang von unserem Ahnen Siegefrid," entgegnete Eberhard.

„Das heiß' ich gute Wahl. Horch, das Mädchen greift schon in die Saiten; sie scheint des Vaters Lied mit der Harfe zu begleiten. Eppo, gebiete Ruhe."

Haidlauf erhob sich. Auf seinen Zügen lag stolzes

Selbstbewußtsein. Tief neigte er sich vor dem Könige und begann sodann zu den Klängen, die Ella bald leise, weich und milde, bald kraftvoll und stürmisch, rauschend ertönen ließ, mit wohllauter, klarer Stimme:

Es geht durch diese Lande ein Sang von Siegefrid,
Dem Held und kühnen Recken, ein stolzes Ruhmeslied,
Von Heilgart, seiner Frauen, dem minniglichen Weib,
Die er in Not beschützte mit seinem starken Leib.
Held Siegefrid, der kämpfte für König Konrad hehr,
Das schuf ihm viele Feinde, es harmte ihn nicht sehr.
Doch als im Feld geschlagen die große, blut'ge Schlacht,
Die manchem jungen Helden zu frühen Tod gebracht,
Da blieben Herren Siegfrid nur wenig Degen noch,
Die ihm zur Seite hielten des Königs Banner hoch.
Zur Nelloburg sie eilten, die barg des Helden Hort,
Was lieb ihm noch am Leben, das mußt er schützen dort,
Heilgart, die Fraue schöne, jüngst erst ihm angetraut,
Wohl war sein Weib sie worden, doch noch war sie ihm Braut.
Als früh im Morgengrauen sie zogen aus zu Feld,
Da hatte sich vermählet Siegfrid, der treue Held,
Heilgart, der lieben Fraue, daß eins sie mit ihm sei,
Auch wenn der Tod ihn fälle in seines Lebens Mai.
Jach folgten ihm die Feinde, wie Hunde Wildes Spur,
Als Siegfrid durch die Felder mit seinen Mannen fuhr.
Auf schnellen Rosses Rücken er noch die Burg gewann,
Bevor ihm Furt und Wege Graf Liutfrid verrann.
Der war sein grimmster Feinde, that einen argen Eid,
Nicht ruhen mehr und rasten, bis daß das herbste Leid
Er jenem zugefüget: Zu brechen Burg und Wehr,

Für sich zu nehmen Heilgart, die schöne Fraue hehr,
Und Siegefrid zu machen zu einem niedern Knecht;
Hochmütig war sein Sinnen, doch seine Rechnung schlecht.
Und enger, immer enger zog um die Burg den Ring
Graf Liutfrid, und balde der grimme Kampf anfing.
Von außen stritten Degen, viel hundert an der Zahl,
Die waren stolzen Mutes und höhnten allzumal,
Die drinnen sich vermaßen, zu kämpfen gegen sie.
Es schien ein ruhmlos Ringen, ein Kämpfen ohne Müh';
Denn mehr als fünfzig Degen die Nelloburg nicht barg;
So hegte seines Sieges Graf Liutfrid kein Arg.
Doch bald war andern Sinnes der übermüt'ge Mann,
Als er mit seinen Knaben die Nelloburg berann.
Heisa! Da fielen Schläge, wie Hagelwetter dicht,
Da sausten Pfeil und Speere, daß schier der Sonne Licht
Gleich wie von flücht'ger Wolke gedunkelt ward und trüb.
Nicht mancher kühne Recke da ohne Wunden blieb;
Denn hochgemuten Sinnes, ohn' Schilddach stürmten sie;
Das reute manchen Helden, der sonst gezaget nie.
Wie Wettersturm und Donner Held Siegfrids Schwert und Ruf
Die Feinde warf und dröhnte. Da manchem Not er schuf,
Der erst gehöhnt des Degen voll Trutz und Uebermut
Und nun sein kühnes Wagen bezahlt mit seinem Blut.
Nicht Eisenhelm, nicht Brünne bot da den Kämpen Schutz,
So tiefe Todeswunden schlug er in grimmem Trutz.
Vor seinem breiten Schwerte und seiner starken Hand
Nicht einer aus den Feinden mit Ehr' und Ruhm bestand.
Da jauchzten seine Knaben, sie folgten ihm sogleich
Und drängten auf die Stürmer, mit Speerwurf, Schwertesstreich.
Da half kein Droh'n, kein Schelten, sie wenden sich zur Flucht,

Wer in der Früh geprahlet, sein Heil im Fliehen sucht.
An achtzig sind erschlagen, noch mehr sind schwach und wund.
Des Helden Lob erklinget selbst aus der Feinde Mund.
Doch schon am andern Tage erneuern sie den Sturm,
Zu brechen Burg und Feste, zu brechen Haus und Turm.
So stürmen sie bei Tage, so rennen sie bei Nacht,
Und keine Ruh' sie gönnen den Helden unverzagt.
Da muß Frau Heilgart pflegen manch' todeswunden Mann,
Aus ihren schönen Augen wohl Zähr' um Zähre rann;
Denn immer mehr sich lichtet der wackern Degen Schar;
Kaum einer noch von ihnen, der ohne Wunden war.
Voll Sorge ist Herr Siegfrid, ihm banget für sein Weib,
In grimmem Zorne bebet sein heldenstarker Leib.
Was hilft da Kraft und Kühnheit? Er scheuet nicht den Tod,
Der lieben Frauen Schicksal, das schafft ihm große Not. —
Vom Tageskampf erschöpfet die Recken pflegen Ruh',
Und wider Willen fallen der Müden Augen zu.
Nur Siegefrid und Heilgart, die halten treue Wacht,
Sie fürchten Feindestücke, der Stürmer starke Macht.
Auf seinen Schild gelehnet, der manche Beule trug,
Die ihm im Schlachtgewühle Schwert, Speer und Pfeil schon schlug,
Steht sinnend da der Recke, die Rechte faßt sein Weib,
Die ihm zur Seite schmieget sich an des Treuen Leib.
„O, wüßt' ich dich geborgen vor all dem bittern Leid,
Wie wär' für dich zu sterben zur Stunde ich bereit!
Wenn ich im Kampfe falle, und einmal muß es sein,
Wer schützt dann dich, o Heilgart, dich, liebste Fraue mein?
Wer wahret dir die Ehre? Wer übet treue Hut?"
So ruft in tiefem Harme der edle Degen gut.
Da neiget sich die Fraue, die minnigliche Maid,
Und wer sie so gesehen, der ahnete kein Leid.

Um seinen starken Nacken legt sie den weichen Arm,
Daß auch in Not und Elend des Helden Herz schlägt warm,
Und küßt ihn auf die Lippen, nicht einmal, zweimal, mehr;
Wie das den Degen freute! Schier wird ihm 's Atmen schwer.
Und aus dem Gürtel ziehet Frau Heilgart dann hervor,
Ein blitzendes Gewaffe und neigt sich seinem Ohr.
„Fällst du, mein Held, im Kampfe, dann endet alle Not,
Dies Eisen hier, das scharfe, bringt mir willkomm'nen Tod.
Drum sorge nicht, du Trauter, bleib' stark mit Schild und Schwert,
Des Degen Siegfrid Fraue ist ihres Helden wert."
Da zieht mit hellem Mute in liebeswarmer Lust
Herr Siegefrid die Hehre an seine starke Brust.
In Uebermut mit Lachen ruft er: „Ich muß gestehn,
Von solcher kühnen Frauen gern hätte ich gesehn
In meinem Burghof springen jungfröhliches Geschlecht,
Mich dünkt, das würde wacker, das gäben Helden recht.
Mit solcher schönen Frauen — —" Da plötzlich stockt sein Wort,
Und in gewalt'gem Sprunge eilt er von Heilgart fort.
Hoch hebt er mit der Linken den goldgeschmückten Schild,
Und bis zur Halle dringet sein Kampfruf, gellend, wild,
Daß der die Schläfer wecke. Es dräuet schwere Not;
Fast hätte die erreichet im Schlaf ruhmloser Tod.
Schon ist der Feind gedrungen bis zu der Mauer Rand
Und schleudert auf die Dächer den gleißend grellen Brand.
Die Kühnsten aber lassen an Stricken sich herab,
Daß sie das Thor gewinnen, die Sperre heben ab.
Das brachte ihnen Sorge, es war um sie geschehn.
Wer konnte unter ihnen Held Siegfrid widerstehn?
Er nagelt mit dem Speere den Nächsten an das Holz,
Wie jach dem Armen schwindet sein Kampfesmut und Stolz!

Das Eisen läßt er stecken, greift nun zu seinem Schwert,
Da ward den Rittern Kunde, was solch ein Degen wert.
Dem haut er ab die Schulter und dem mit einem Schlag
Den Kopf, daß er ihm rollend zu eig'nen Füßen lag.
Nicht Halsberg, Helm noch Brünne schützt sie vor seinem Stahl,
Sie sinken wie die Halme beim Mähen in dem Thal.
Und nun kommt ihm zu Hilfe der Freunde kleine Schar.
O Jammer! Von den Recken nicht mancher übrig war.
Nur zwölf sind ihm geblieben, und die sind siech und wund,
Und dennoch alle kämpfen wie Bären gegen Hund'.
Hoch lodern jetzt die Flammen, der Pallas sinkt in Schutt;
Wie wär' da manchem Manne geschwunden Stolz und Mut!
Sie streiten unverzaget mit Schild und Schwert und Speer.
Es häufen sich die Toten, die Wunden immer mehr.
Und in dem Schein der Gluten noch grauser wird's und wild,
Wo Schwerter gegen Schwerter, Schild tobet gegen Schild.
So viele Feinde fallen, es mindert nicht das Leid;
Denn immer neue eilen herbei zum blut'gen Streit.
Wer aber diesseits sinket, dem folgt kein Hintermann.
Von Zwölfen nur noch Fünfe — die Not kaum steigen kann.
Herr Siegfrid sieht's und sinnet, wie es zu wenden ist,
Daß noch nicht abgelaufen ihr aller Lebensfrist.
Er stürzt sich auf die Feinde, schafft seinen Knaben Luft,
Und gleich dem Sturmgetose er ihnen Kunde ruft,
Wie sie's vorher besprochen, das sei nun an der Zeit,
Daß sie das Ende wenden, das allergrößte Leid.
Noch einen Feind fällt jeder, dann springen sie zurück,
Bis sie am Bergfrid stehen, ihr letztes Ziel und Glück.
Es läßt von oben Heilgart die Leiter niedergehn,
Das hatten in dem Dunkel die Feinde nicht gesehn.

Der letzte, der die Sprossen hinauf zum Turme steigt,
Herr Siegfrid ist's, der schweigend Heilgart die Rechte reicht.
Die andern ziehen hastig die Leiter hinten nach
Und schließen drauf die Thüre mit schwerem, dumpfem Schlag.
Wie blutgierige Wölfe laut heulen voller Wut,
Wenn ihnen ist entgangen, was schon als Beute gut
Sie hofften zu erjagen, so tobt der Feinde Schar,
Als nun vom starken Bergfrid, der größten Sorge bar,
Die wackern Degen spotten und fragen gar mit Hohn,
Ob sie das Lösgeld teilten und ihr Gewaffe schon?
Und aus der Höhe senden sie weit mit starker Hand
Speer, Pfeil und schwere Steine. Da seinen Tod jach fand,
Der in des Bergfrid Nähe sich wagt' in kühnem Trutz;
Doch die dort oben höhnen, sie sind in sicherm Schutz.
Es hatt' mit klugem Sinne Lantger, Herrn Siegfrids Vogt,
Im Bergfrid aufgespeichert, was der nur halten mocht'.
Im untersten Gelasse war Speise reich und Trank,
Dess' wußten ihm die Degen nun vielen, warmen Dank.
Auch häufte er Gewaffe zahlreich von jeder Art,
Besonders Eschenspeere und Pfeil mit Federbart,
Und auf dem Wehrgang oben, da lagen Steine schwer.
Wen solch ein Wurf getroffen, der kämpfte nimmermehr.
Die treuen Mannen blieben stets oben auf der Hut,
Sie waren frohen Sinnes mit ungebroch'nem Mut.
Lantger, Grimhard und Ridgar, noch Sando und Rusthart,
Es ward der Kämpen Name vom Volke wohl bewahrt.
Und in dem mittlern Raume, nur klein er war und schmal,
Da wohnet nun Frau Heilgart, es bleibt ihr keine Wahl.
Sie teilt es mit Herrn Siegfrid. Das ist ihr höchstes Glück,
Wenn er, der Held, vom Kampfe kehrt wundlos stets zurück.
Sie hebt den Helm vom Haupte, löst ihm das Eisenhemd
Und schaffet um die Wappnung, als wär' ihr das nicht fremd.

Dann reicht sie ihm den Becher, schlingt um ihn ihren Arm
Und scheucht mit süßem Kosen all Sorg' und allen Harm.
„Fürwahr, das laß ich gelten, mich dünkt die Not nicht groß
Bei solcher schönen Frauen. Wohl besser ist mein Los,
Als drunten in dem Thale zu halten scharfe Wacht,"
Herr Siegfrid spricht zu Heilgart, und hell sein Auge lacht.
„Um eines nur ich bange, du liebe Fraue hold,
Daß mir von deinen Lippen, von deiner Locken Gold
All Kampflust wird genommen. Schon mancher Degen wert
Vergaß bei schöner Fraue Ruhm, Kriegsfahrt, Roß und Schwert."
Drauf spricht Frau Heilgart milde: „O, hätte das doch Not!
Graf Liutfrid wird sorgen bei jedem Morgenrot,
Wie heute früh und gestern und alle Tage noch,
An dir zu nehmen Rache. Dess' hat er Ursach' doch.
Nicht möcht' ich dir beschweren, mein Siegefrid, den Mut,
Doch sag, wie lang kann bergen der Turm uns noch in Hut?"
„So lange wir noch kämpfen und währet Speis' und Trank,
Und sie nicht Flügel haben, sind sicher wir und frank.
Sie werden endlich zagen und ziehen fort von hier;
Vielleicht daß Schwertgesellen zur Hilfe kommen mir."
So spricht der Held, zu bergen, wie schwer die Sorge drückt,
Und fröhlich er Traut-Heilgart ins treue Auge blickt.
Dann breitet weiche Felle er auf den harten Stein —
Er hat kein ander Lager — und sagt: „Lieb' Fraue mein,
Gehab dich wohl und schlafe, ich wünsch' dir süße Ruh'!"
Drauf schließt mit einem Kusse er ihr die Augen zu..
Dann steigt er auf zur Zinne, wo seine Knaben stehn,
Heißt sie mit guten Worten nun auch zu Rüste gehn.
Nur Lantger soll noch bleiben, erprobt in Kampf und Rat.
Weil der ihn schon am Morgen um Unterredung bat.
„Ich muß euch Schlimmes melden, ich wollt, es wär' ohn' Not,

Der Trank geht uns zu Ende, auch schwindet schon das Brot.“
„Beim Himmelsherrn dort oben, du sprichst ein arges Wort!
Wie sollen ohne Speise wir länger kämpfen fort?
Für wie viel Tage reichet, was noch vorhanden ist?“
„Wenn ich es lang ansetze, so sind's acht Tage Frist.“
„So muß es denn von morgen auch halbe Azung thun.
Doch du bist noch nicht fertig. Was gibt es weiter? Nun?“
„Noch eines, Herr! Als gestern mit Grimhard ich hielt Wacht,
Da sah auf jenem Berge ich Feuer durch die Nacht.
Es war, als sollt's ein Zeichen für irgend jemand sein;
Denn wenn es schien erloschen, flammt auf ein neuer Schein.“
„Das kam vom Haldenhofe!“ ruft freudig Siegefrid.
„Doch wer soll uns wohl deuten, was jenes Zeichen riet?“
„Dort wohnt mein Schwertgeselle, Pebo, der treue Mann,
Wie mag er zornig greinen, daß er nicht helfen kann!“
Es schaut Herr Siegfrid sehnend nach jenem Berge hin,
Und sorgende Gedanken erfüllen seinen Sinn.
In tiefem Dunkel liegen Wald, Berge, Feld und Thal.
Unheimlich ist die Stille. Durch Wolken ziehet fahl
Des Mondes schmale Sichel. Kein Stern gibt ihm Geleit.
All Leben scheint erstorben ringsum im Kreise weit.
Tief zu des Bergfrids Füßen gähnt schwarzer, finst'rer Tann,
Den mied zu dieser Stunde auch selbst ein kühner Mann.
Durch seine Wipfel ziehet ein Rauschen, geisterhaft,
Wie wenn in Felsenhöhlen der Zauber Schlimmes schafft.
Da plötzlich tönt vom Walde des Käuzchens klagend Schrei,
Erst einmal, dann verdoppelt, und nun erschallen drei.
So hat in Jugendtagen und später auch zu Feld,
Sein Trautgeselle Pebo, daß nah' er sei, gemeld't.
Und als Held Siegfrid staunend denkt nach, ob das könnt' sein,
Da zischt ein Pfeil von unten, schlägt klirrend an den Stein

Und fällt dann matt zu Boden. Schon hat ihn in der Hand
Lantger und ruft verwundert: „Seht, Herr, die Schnur man
band
An ihn. Was soll das deuten?“ Jetzt tönt des Käuzchens
Schrei
Von neuem, einmal, zweimal! Wahrhaftig! Nun sind's drei!
Wie lacht Herr Siegfrid freudig: „Mein Pebo ist nicht weit.
Den rechten Freund erkennet im Unglück man und Leid.“
Nun ziehen sie geschäftig die Schnur von unten auf,
Es dünket ihnen langsam der Arbeit rascher Lauf.
Jetzt wird die Schnur auch dicker und schwerer lastet sie,
An einem solchen Ziehbrunn' Held Siegfrid zog noch nie.
Von Stricken eine Leiter, schier hundert Schuhe lang,
Sich da der Brust der Männer ein Freudenschrei entrang.
Fest knoten sie die Leiter, die trägt wohl Mannes Bürd',
Als sie von unten merklich jetzt stark belastet wird.
Und plötzlich aus dem Dunkel der sternenlosen Nacht
Auf schwanken Leitersprossen ein frisches Antlitz lacht
Herrn Siegefrid entgegen. Der faßt mit starkem Arm
Pebo vom Haldenhofe, herzt ihn und küßt ihn warm.
Der flüstert leise: „Wart nur, es kommt noch jemand nach.“
Auf zieht mit Lantgers Hilfe er einen Korb, drin lag
Wein, Brot, auch Eier, Schinken, Geflügel, duftend frisch.
„Das ist für euch und dieses für deiner Heilgart Tisch!“
Nun steigen sie hinunter zu sprechen ungestört.
Frau Heilgart schaut verwundert, als sie Herrn Pebo hört.
Der grüßt die holde Fraue, schaut spähend um im Kreis,
Drauf spricht er, fröhlich lachend, in seiner losen Weis':
„Mein Trautgeselle Siegfrid hat seiner Fraue schön
Ein Brautgemach gar herrlich zur Ruhe auserseh'n.
Mich dünkt, es gibt noch bess're, es wäre an der Zeit,
Daß für so Jungvermählte ein and'res ständ' bereit.“

Dann spricht mit Ernst im Blicke er von dem Leid und Schmerz,
Der um der Freunde Schicksal gequälet hat sein Herz.
„Doch jetzt rüst't euch zum Fliehen, die Not ein Ende hat.
Die nächste Nacht bringt Rettung. Es geht dahin mein Rat:
Wenn wieder niedersinket die sternenlose Nacht,
So steh' mit treuen Freunden im Thale ich auf Wacht;
Dann steigt ihr still hernieder, sobald des Käuzchens Schrei,
Von mir gerufen, kündet, daß Weg' und Stege frei."
Doch finster blickt Herr Siegfrid, umklammert fest sein Schwert,
„Das Leben ist mir teuer, mehr aber ist mir wert
Mein Ruhm und meine Ehre. Soll ich vor Liutfrid
Gleich einem Feigen flüchten, der ihn im Kampfe mied?
Heilgart magst du mir retten, dess' wüßt' ich heißen Dank."
Da springt des Helden Fraue rasch auf von ihrer Bank.
„Ich kann wohl mit dir sterben, doch leben ohne dich
Will ich nicht einmal lernen. Wo du weilst, bleib' auch ich."
So stritten sich die beiden in Lieb' und stolzem Mut,
Und beiden waren Minne und Ehre hohes Gut.
Herr Pebo hört mit Lächeln dem selt'nen Streite zu,
Dann hebt er beide Hände und spricht: „Nun gebet Ruh'!
Daß so es würde kommen, hatt' ich mir schon gedacht,
Drum hab' ich außer jenem noch einen Rat gebracht.
Der wird dich besser dünken, weil er vom Kampfe spricht,
Und weil Heilgart so mutig, mißfällt er ihr auch nicht.
Ihr habt so gut gestritten, daß kaum auf achtzig Mann
Graf Liutfrid zum Kämpfen nur mehr noch zählen kann.
Auch denen ist gesunken Vertrauen und ihr Mut
Vor deinem Heldenschwerte und deinen Recken gut.
Nun habe ich gesammelt von Freunden eine Schar,
Die zwar nicht groß, doch dafür jedweder Furcht ist bar.
Nicht mehr als vierzig Mannen, doch alle gut zu Roß,

Mit denen überfalle ich deiner Feinde Troß.
Das Feuer gibt dir Kunde, das ihre Zelte frißt,
Sodann für dich die Stunde zum Kämpfen kommen ist.
Du steigst mit deinen Degen herunter auf den Plan
Und springst gleich einem Bären die Feinde schrecklich an.
Und so von beiden Seiten mit festem Griff gepackt
Der Schrecken noch vermehret, wenn grell das Lager flackt,
Wird uns der Sieg nicht fehlen, deß' hab' ich guten Mut."
„Beim Himmelsherrn dort oben, Pebo, dein Rat ist gut!
Heisa, das laß ich gelten, das lautet nicht wie Flucht,
Wir wollen sie vernichten durch unsres Zornes Wucht!
Doch halt! Wo bleibet Heilgart, wenn nun der Kampf mißlang?"
„Dann muß Frau Heilgart steigen ohn' Furcht und ohne Bang
Zu Thal auf unsrer Leiter, wo ihrer harren Zwei,
Die ich dort werde stellen, von felsenfester Treu."
„Bang nicht für mich, Viellieber, ich fürcht' auch nicht für dich.
Du wirst als Sieger kommen und wirst befreien mich."
„Wohlan! So sei's beschlossen! Wenn wiederkehrt die Nacht,
Dann stürzen auf die Feinde wir uns mit Sturmesmacht.
Allvater, du, dort oben, geleite uns zum Sieg!
Du weißt, daß nicht in Frevel begonnen wir den Krieg.
Ich stritt für meinen König, wie es gebot die Pflicht;
Das Recht wollt' ich beschützen, auf Beute sann ich nicht.
Es lechzen unsre Feinde, Raubtieren gleich, nach Blut,
Du, starker Himmelskönig, vernichte ihren Mut!
Gib unsern Waffen Stärke und nimm in deine Hut
Den Freund, den allzeit treuen, Heilgart, mein liebstes Gut!" —
Sorglos und ohne Ahnen der nahenden Gefahr
Ruht in dem Zeltenlager der Feinde stolze Schar.

Sie halten schlechte Wache, weil es sie dünkt ohn' Not;
Denn nirgendwo sich Rettung dem Helden Siegfrid bot.
Sie hören nicht im Thale viel leisen, dumpfen Schritt.
Vorsichtig Pebo dämpfte der Rosse schweren Tritt.
Jetzt hält er an und harret auf grellen Feuersschein,
Den vorgeschickte Lauscher ins Lager schleudern ein.
Und droben aus dem Turme, da steigen Mann für Mann
Des Helden Siegfrid Degen, der kaum sie zügeln kann.
Voll Kampfeslust sie glühen und sehnen sich nach Streit,
Zum Siegen oder Sterben ein jeder ist bereit.
Und von der trauten Fraue Herr Siegfrid nimmt Abschied.
Die lächelt unter Thränen, daß er den Schmerz nicht sieht,
Der ihre Brust durchwühlet und küßt ihn auf den Mund:
„Du kehrst als Sieger wieder, ich fühl's in dieser Stund'.
Derweil du kämpfst dort unten, schaffst all der Not ein End',
Zum Himmelsherrn ich flehe, daß er's zum Guten wend'."
Held Siegfrid zieht die Holde noch einmal an die Brust,
Dann steigt er hastig nieder, entbrannt von Kampfeslust.
„Der Freunde Ruf ist ‚Siegfrid', der unsre heißt ‚Heilgart',
Der ihn nicht kennt, ist Gegner, dem gebt die letzte Fahrt!"
So flüstert leis der Führer, dann spannt er Aug' und Ohr,
Ob noch kein Feuer leuchtet, ob Pebo stürmt hervor.
Urplötzlich glosen Flammen hier, da und jetzt auch dort;
Verworr'ner Lärm ertönet, es reißt die Helden fort.
Und nun wie ferner Donner heran es furchtbar braust,
Wie wenn durch schwarze Wolken das Wodans-Heer hinsaust.
Es sind Herrn Pebos Reiter, die stürmen vor mit Macht,
Es gellt ihr dröhnend Rufen: „Held Siegfrid!" durch die Nacht.
Noch halb vom Schlaf befangen, die Feinde schrecken auf,
Sie greifen zu den Waffen und sammeln sich zu Hauf.
Nun bricht wie Ungewitter Kühn-Pebo über sie;

Es gilt ums Leben fechten so grausig wie noch nie.
Und viele kämpfen wacker, sie halten mutig stand,
Wohl da auf beiden Seiten der Tod manch Opfer fand.
„Jetzt ist es Zeit!“ ruft Siegfrid, „ihr Recken, drauf und dran!
Verteilt euch nicht im Kampfe, wir fechten Mann an Mann!“
In wilden Sprüngen stürzen sie kühn sich in den Streit,
Und furchtbar gellt ihr Schlachtruf bis zu den Bergen weit.
„Heilgart!“ ruft Siegfrid, „Heilgart!“ die andern rufen nach,
Daß vielen von den Feinden es jäh an Mut gebrach.
Heisa! Wie da Herr Siegfrid that schweren Schwertesschwang,
Und dann nach jedem Schlage auf neuen Feind er sprang.
Wie wenn durch reife Saaten ein wilder Eber fuhr,
Die Halme niederknickend ließ seines Laufes Spur,
So bricht auch kühn Held Siegfrid der Feinde dichte Reih',
Und mit dem Waffentönen vermischt sich Kampfgeschrei.
Die Mannen Siegfrids stritten, als sei es erst ein Tag,
Daß ihnen Not und Schrecken und schwerer Krieg oblag.
Bald hatten sie verworfen den scharfen Eisenspeer,
Sie griffen zu dem Schwerte und schlugen Wunden schwer.
Und von der andern Seite Herr Pebo drängt mit Macht,
Das war für manchen Degen die allerletzte Nacht.
Entsetzen packt die Feinde, wo immer Siegfrid naht;
Denn nie zuvor der Recke so rasche Schläge that.
Sie suchen sich zu retten und stieben auf die Seit',
Es flieht in bleichem Schrecken mancher wohl stundenweit.
Und zornig suchet Siegfrid den Grafen Liutfrid,
Der bis zu dieser Stunde den Helden immer mied.
Er schmähet ihn mit Schimpfe: „O Schame, feiger Mann,
Der nimmer unter Helden sein Antlitz zeigen kann.“
„Und soll ich hier verderben, so sei es doch mit Ehr',
Vielleicht, daß ich mit Kämpfen das Unglück noch abwehr'.“
So spricht für sich der Grafe, es packt ihn wilder Grimm,

Und durch das Schlachtgetose ruft er mit lauter Stimm':
„Du lügst, daß ich zum Streiten je hab' vermieden dich,
Nein du, du warst der Feige, du hast geflohen mich!"
Dann schwingt er rasch im Bogen den starken Eschenspeer
Und schleudert ihn voll Tücke jach von der Seite her.
Doch mit dem Schild das Eisen Held Siegfrid wendet ab,
Und klirrend von der Wehre die Waffe fällt herab.
Dann springt er an den Grafen schlägt ihm mit einem Streich
Den Eisenhelm vom Haupte, daß rieselt Blut sogleich.
Der faßt mit beiden Händen verzweiflungsvoll das Schwert,
Daß er mit einem Schlage den Todesstreich abwehrt;
Doch rascher noch als jener, Herr Siegfrid kommt zuvor,
Und Liutfrid, der Schlimme, das Leben nun verlor.
Blind stoben seine Mannen, es waren nicht mehr viel,
In wilder Flucht von dannen. Wohl mancher jetzt noch fiel
Erreicht von Pebos Reitern, die jauchzend jagen nach.
Der Sieg ist voll erfochten, als dämmert nun der Tag.
Wie da Frau Heilgart herzet den heldenkühnen Mann,
Aus ihrem strahlend Auge des Glückes Zähre rann.
Drauf sie mit warmem Drucke die Hand Herrn Pebo bot:
„Wie können wir vergelten, daß Ihr aus Drangsal, Not
Uns habet kühn errettet? Wie zollen rechten Dank
Für solch ein mutig Wagen, solch' Treue ohne Wank?"
„Dess' sorget nicht, Frau Heilgart, ich zahlte alte Schuld,
Daß ich sie konnte zahlen, das dünkt mich große Huld.
Einst hat in frühern Tagen, als schwer die Hunnen-Not
Das Schwabenland bedrückte mit Schimpf und Schand' und Tod,
Mein Schwertgeselle Siegfrid gerettet unser Haus,
Das schon in Feindeshänden. Herrgott, war das ein Graus!
Die Eltern und die Schwestern jagt er den Teufeln ab,
Die jene wollten schleppen ins Hunnenland hinab.

Da war das heut'ge Streiten ein Kinderspiel fürwahr,
Denn wohl um fünfmal stärker zählte der Feinde Schar."
„Schweig still, mein Trautgeselle, wir folgten nur der Pflicht;
Die echte Liebe handelt, sie wägt die Thaten nicht,"
Wehrt Siegefrid bescheiden und reicht dem Freund die Hand. —
Das ist der Sang von Siegfrid, berühmt im Schwabenland.
Seit König Konrads Zeiten erklingt er immer noch
Und preist in allen Gauen den Ruhm des Helden hoch.
Wer heilig hält der Väter Andenken und sie ehrt,
Der auch für seinen Namen die eig'ne Ehre mehrt.

Sechstes Kapitel.

Haidlauf schwieg. In steigender Begeisterung hatte er gesprochen, höher war seine stattliche Gestalt geworden, und ein edles Feuer leuchtete aus den Augen des Spielmannes. Wenn er solche Kunst übte, dann trat der fahrende Mann, der Lohn Gerende zurück, und das Blut der freien Abstammung rollte heiß durch seine Adern, sein Sinnen und Denken veredelnd.

Und auch alle die Mannen, die hier versammelt waren, manche von ihnen, rauh geworden auf langer Kriegsfahrt und in hartem Waffenwerk, empfanden, ohne es zu wissen, den Zauber des Sanges. Wie das die Brust schwellte, von solcher kühnen Helden Ruhmesthaten zu hören! Gespannt Auge und Ohr auf den Sänger gerichtet, saßen sie da, vornüber=

gebeugt, viele schwer atmend, andere den Mund geöffnet, jene das Schwert fest umklammernd, alle bewegt von der Treue der Freunde, der Liebe der Gatten. Und so geschah es, daß für Minuten noch die leiser und leiser verhallenden Töne der Harfe durch die weite Halle vernehmbar zittern konnten, mit denen Ella dem Sange des Vaters sanften Abschluß gab, bevor die Zuhörer ihren lauten Beifall erschallen ließen.

Dann aber, als der König selbst das Zeichen gab, dröhnte es stürmisch durch den Saal, daß das Gewaffe an der Langwand hell ertönte. Die meisten aber gedachten nicht des Sängers. Dem Sange zollten sie das Lob, und wo die Krüge und Becher geschwungen wurden und laute Heilrufe erschollen, da galt es nicht Haidlauf, dem Spielmann, sondern Siegefrid, Heilgart und Pebo, galt es jenen, die in Siegefrid den ruhmvollen Ahnherrn verehrten. Die, welche es wußten, daß Herimar auf demselben Hofe saß, den sein Vorfahre Pebo innegehabt, tranken und riefen dem Greise zu. Der dankte in seiner milden, ruhigen Weise.

Nun erhob er sich und trat zu Haidlauf und Ella. Doch schon war ihm Dedi zuvorgekommen. Der Jüngling reichte dem Sänger die Hand und sagte freund-

lichen Tones: „Zu guter Stunde kamst Du hierher; denn schön war Dein Sang. Lieber ist mir Rundtrank und Becherschwung, wenn aus Sängermund das Lob der Helden ertönet.“

Dann löste er eine Spange vom Gürtel, reichte sie Ella und fuhr fort: „Man sagt, es sei kunstvolle Arbeit. Nimm sie zum Angedenken an mich, nicht als Lohn. Freiwillig spende ich sie Dir. Dich wird sie besser schmücken als mich.“

Erfreut vernahm Ella die Anrede Dedis. Als er ihr dann den wertvollen Schmuck reichte, strahlte ihr Auge vor Glück.

„Weißt Du,“ wandte sich jetzt Herimar zu Haidlauf, „daß der Pebo, von dem Du sangest, der Vater meines Großvaters war? Auch ich möchte Dir dafür, daß Du seines Ruhmes gedachtest, lohnen. Suche mit Deiner Tochter den Haldenhof auf; ich will euch wert halten wie andere Gäste; denn große Freude bereitete mir Dein Lied.“

Ich danke Euch, Herr,“ erwiderte Haidlauf. „Ob ich bald schon Eurer Einladung folgen werde, die mich ehret, kann ich nicht sagen; denn rasch ändern wir unsere Absichten, und dem Weg, den wir einzuschlagen

gedachten, wenden wir oft noch, bevor er von uns betreten ward, den Rücken."

Lautes Lachen lenkte die Aufmerksamkeit der Männer dem Saale zu. Ziergang war es, der es hervorgerufen. Er holte auf Haidlaufs, seines Herrn, Anweisung den Lohn ein für das, was sie den Gästen und Burgherren geboten. Aber er that es in einer absonderlichen Weise. Mit großer Gewandtheit sprang er auf die Hände, zog mit dem rechten Fuß die bunte Narrenkappe vom kurz geschorenen Haar und hielt sie, zierlich mit den Zehen gefaßt, geschickt einem jeden hin, um die Spende in Empfang zu nehmen. Sie schien reich auszufallen; denn Ziergang wackelte, lachend und fröhliche Grimassen schneidend, mit dem Kopfe, und die Kappe schien ihm schier zu schwer zu werden.

„Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht, Haidlauf, und auch Dein Spiel, Mädchen, war schön," sprach Graf Eppo, der unterdessen sich genähert hatte. „Spreche morgen bei mir vor, ich will es Dir gut lohnen, daß Du unsern König und Herrn mit Deinem Sange erfreutest und den Helden hier den Ruhm meines Ahnen Siegefrid kündetest. Sage mir, wo hörtest Du den Sang?"

„Viele Heldenlieder singet das Volk,“ entgegnete Haidlauf, „aber es singet sie in seiner Weise; kunstlos und rauh und holperig ist ihr Lied wie ihre Sprache und ihr Tanz. Wir Fahrende aber nehmen die Lieder von ihnen auf, und wem die Gabe dazu verliehen, der gibt ihnen Form und Wohlklang, daß sie vor Königen und Fürsten gesungen werden können und die Helden in den Hallen der Edlen erfreuen. Auch aus Thüringen weiß ich mehr wie einen schönen Sang, und wenn es mir einmal vergönnt ist, an Eurem Herd zu rasten und in Eurem Saale zu singen, so werdet Ihr mich loben wegen meiner Kunst,“ sprach Haidlauf zu Dedi.

„Du meinst es gut, Mann,“ entgegnete der Edeling und ein bitterer Zug umschattete sein Gesicht, „doch wer keinen Herd und kein Heim sein nennt, kann auch niemand Herberge geben. Ein fahrender Mann bin ich wie dieser da, und zöge ich mit ihm, so ließe ich ebenso viel und ebenso wenig zurück als er — nichts,“ sprach Dedi, zu Eppo gewandt.

„Das sagst Du mit Unrecht,“ verwies dieser mild. „Gering scheinst Du Deine Freunde zu schätzen, wenig

von der Freundschaft Deines Königs zu halten, daß Du so sprichst.“

„Du deutest meine Worte zu hart, Eppo. Wahrlich, nicht an euch, an den König, Dich und euch alle, die ihr mir lieber und werter geworden, als die eigene Sippe, dachte ich. Verzeihe darum und denke nicht, daß ich ein Undankbarer bin.“

„Daß Du das nicht bist, weiß niemand besser als ich, aber zu ernst bist Du, Freund, für Deine Jahre. Zu jung bist Du, um Sorgen allzu sehr nachzuhängen. Auch die Wolken an Deinem Himmel werden verziehen. Komm, Dedi, ich möchte Dich heute froh sehen, wie ich es bin. He, Fricko, daher! Fülle unsere Becher! So ist's recht! Nun, Dedi, schwenke ihn mit mir. In wenigen Wochen soll ein Fürstentag zu Mainz stattfinden. Dort wird auch Dein Vater Markgraf Dedo erscheinen. Von mancher Heerfahrt her kenne ich ihn, und ich glaube, daß mein Wort etwas bei ihm gilt. Dann werde ich Mittel und Wege finden, ihn mit Dir zu versöhnen. Darauf trinke ich Dir Heil!“

„Gut meinst Du es mit mir, und wahrlich nichts wäre mir lieber, als daß ich wieder dort weilen dürfte,

wo meine Stelle ist, an der Seite meines alten Vaters. Aber nur Wunsch bleibt, guter Eppo, was Du für mich zu erstreben gedenkest; denn sie, die mir die Liebe des Vaters stahl, nicht um sie selbst zu besitzen, wird nimmer zugeben, daß er gerecht gegen mich sei. Adela ist der böse Geist unseres Hauses, in dem Zwietracht herrscht, seitdem sie den Fuß hineinsetzte. Liebte sie meinen Vater, beim Himmelsherrn, ich trüge geduldig, daß ich vom Herd, an dem meine Mutter segensreich waltete, verstoßen bin. Aber das erzeuget den bittern Harm, den Grimm in mir, daß sie ränkevoll meines alten Vaters Schwäche benützt und ihn dafür betrügt. Doch sieh, Eppo, der König winkt Dir, zu kommen."

Die beiden hatten die kurze Unterredung abseits von Haidlauf und seiner Tochter geführt. Als sie sich entfernt, wandte sich Ella zum Vater und bat: „Laß mich jetzt in die Herberge zurückkehren. Schon beginnt das Bier und der Wein den Gästen des Burgherrn in die Köpfe zu steigen. Lästig ist mir und unleidlich, wenn die zechenden Männer die Hände nach mir ausstrecken und Scherz treiben wollen. Du gebrauchst mich ja nicht länger."

Haidlauf warf einen prüfenden Blick durch den Saal. Er erkannte, daß Ella recht beobachtet. „Wenn Du es wünschest, Kind, magst Du gehen. Doch draußen ist es schon Nacht geworden. Warte, bis Ziergang die Spenden eingeholt hat, er soll Dich bis zur Schenke begleiten, die Du kaum finden wirst im Dunkel. Und wenn draußen auf dem Anger die Dörfler noch herumspringen, könnte Dir begegnen, was Du hier vermeiden willst."

„Sorge nicht, Vater," lachte Ella. „Vor diesen hier fürchte ich mich, wenn sie trunken sind, vor den Dörflern aber werde ich doch keine Furcht hegen! Wenn Ziergang mich begleitet, werden die hier vielleicht aufmerksam und versuchen, mich zurückzuhalten."

„Haidlauf, Du sollst zum Könige kommen," rief in diesem Augenblicke einer der Diener des Grafen.

Geschmeichelt und stolz erhobenen Hauptes trat der Fahrende zum Hochsitz, um das Lob des heiter gestimmten Herrschers zu vernehmen.

Ella erhob sich und huschte leicht und behende der Wand des Saales entlang, um die Thüre zu erreichen. Hier schlang sie ein schützendes Gewandstück über ihre bunte, goldschimmernde Kleidung, zog Lederschuhe über

die feinen, gestickten Sandalen, die ihre zierlichen Füße noch kleiner hatten erscheinen lassen, als sie in der That waren und trat dann auf den Söller hinaus, der der ganzen Länge der Halle entlang lief.

Es war eine wundervolle Frühlingsnacht. Da drinnen hatte beengende, dumpfe Luft geherrscht, erfüllt von dem Geruche der Speisen und Getränke, dem Rauche der Fackeln, zu dem kaum bessernd der Duft verdampfter, wohlriechender Harze und Kräuter getreten war. Hier aber flutete wohlthätig erfrischende Luft.

Ella trat bis zum Ende des Holzgangs vor, von wo sich der Ausblick in das weite Thal öffnete. Eben stieg der Mond über dem See empor und zauberte auf dem ruhigen Spiegel desselben eine lange, silberglänzende Straße, die geheimnisvoll glitzerte und zitterte, bewegt von dem leichten Wiegen und Schwanken des Wassers. Im Halbdunkel ragten zu beiden Seiten des Sees die Berge empor, scheinbar viel höher und mächtiger als im vollen Licht des Tages. Kein Zeichen menschlichen Lebens unterbrach dort die Ehrfurcht gebietende Stille. Nur aus dem Saale heraus drang dumpf der Lärm der Zechenden. Doch Ella hörte ihn

nicht. Tief atmete sie und sog die würzige, köstlich reine Luft ein. Ein friedvolles Gefühl erfüllte die Brust des fahrenden Mädchens. Sie gedachte des Bildes, das der Vater am Morgen von der nahen Zukunft entworfen, in der sie, losgelöst von dem ihr mit einemmale verhaßt gewordenen Stande, in ruhiger Zurückgezogenheit mit dem Vater allein leben könnte.

Leichtfertig hatte vor Jahren Haidlauf, der Erbe des freien, angesehenen Schultheißen, Heimat, Eltern und das väterliche Gut, das ihm zugefallen wäre, verlassen, einzig und allein, um dem schönen fremden Mädchen zu folgen, das mit fahrenden Leuten den Ort durchzogen, an welchem sein Vater als Vorsteher der Hundertschaft wohnte. Aber der heißblütige Mann mit der merkwürdigen Geschicklichkeit für alles, was fahrenden Leuten Ansehen verschaffte, war nicht weiter gesunken auf dem Abweg, den er eingeschlagen. Auch als Angehöriger eines verachteten Standes war er stolz geblieben und hatte nie vergessen, daß er von freier Geburt sei. Doch nicht allein diese Erinnerung hatte ihm Stärke gegeben, sich frei zu halten von den Fehlern und Lastern seiner Genossen. Die, welche ohne es beabsichtigt zu haben, ihn vom Herde des

Vaters auf die Landstraße gezogen zu ruhelosem Wanderleben, war die Stütze gewesen für ihn. Fürstin hatten die Fahrenden landaus, landein, die sie kannten, Haidlaufs Weib genannt, die einen aus wirklicher Achtung, die anderen aus Spott und Neid, aber doch der Herrschaft sich beugend, welche ihre merkwürdige Erscheinung auch auf die Rohesten ausgeübt. Ein Geheimnis, so hieß es, schwebte über ihrer Person, ihrer Herkunft. Niemals hatte Haidlauf seinem Kinde, das er so zärtlich liebte, hiervon gesprochen. Auf Ella war vom Vater das stolze Selbstgefühl, von der Mutter die Würde übergegangen, mit der sie auch inmitten so vieler Angriffe, Versuchungen und Gefahren ihre weibliche Ehre bewahrt, reiner, unbefleckter, unantastbarer geblieben als zahlreiche andere, die auf sie, die Fahrende, geringschätzend herabschauten.

Ein Geräusch weckte Ella aus ihren Träumen. Sie schaute um. Es war ihr gewesen, als hätte sich jemand genaht. Als sie niemand gewahrte, stützte sie wieder die Arme auf die Brüstung und vergaß, daß sie zur Herberge zurückkehren gewollt. Ihre sonst so scharfen Augen hatten nicht bemerkt, wie in einiger Entfernung von ihr, dicht an die Wand gedrückt,

ein Mann stand und sie mit glühendem Blicke beobachtete.

In dem Gebüsche unter dem Herrenhause begann jetzt eine Nachtigall ihr schmelzendes Lied zu singen. Bald antwortete aus der Nähe der Gesang eines zweiten Getreuen, der dem nesthütenden Weibchen gleichfalls seine schönsten Lieder sang.

Freudig lauschte Ella dem wundervollen Wechselgesang. Und eigen: mit den melodischen, weichen Tönen der traulichen Sänger nahmen ihre Gedanken einen andern Gang! Jetzt dachte sie wieder an Dedi. Daß auch immer wieder sein Bild vor ihren Augen aufstieg! Der Vater hatte recht, sie mußten fort, weit fort.

Was konnte es ihr nützen, an den Sohn des reichen, angesehenen Fürsten zu denken? Und die Antwort, die sie sich selbst gab, bestand darin, daß sie die Hände auf die Brust drückte, als müsse sie das Pochen in derselben beschwichtigen, und dann mit der ganzen Kraft ihrer lebhaften Phantasie den Jüngling sich wieder vor Augen zauberte, wie er sie in seinen Armen getragen, wie er eben noch, freundliche Worte sprechend, vor ihr gestanden und ihr die Spange

gereicht, nicht zum Lohn, nein, zum Angedenken an ihn. Als wenn es dessen bedurfte!

Da entfuhr ihr plötzlich ein halblauter Angstschrei. Sie fühlte, daß ein Arm sich um ihren Leib gelegt und ein heißer Atem ihre Wangen streifte. Hastig wandte sie den Kopf. Nur spärlich war das Licht, welches der Schein der rötlich flackernden Pechfackeln im Burghof bis zur Stelle sandte, wo Ella stand. Ihr scharfes Auge jedoch und der Unwille, der sie ob der Berührung erfaßt, ließ sie auch im Halbdunkel den Mann erkennen, der sie noch näher an sich zog und ihr zuflüsterte: „Wahrlich, ein hübsches Plätzchen hier! Wie gut, daß ich Dich fand, Ella!"

Abscheu verdoppelte die Kraft des durch mancherlei Leibesübungen gewandten und starken Mädchens. Sie riß sich aus dem umstrickenden Arme Eginos, und den Frechen mit blitzenden Augen messend, entgegnete sie: „Wenn Ihr mir etwas zu sagen habet, so könnt Ihr das auch thun, ohne mich anzurühren." Dann versuchte Ella an Egino vorbei zu kommen, um zur Halle wieder zurückzukehren, oder die große Freitreppe zu erreichen, welche vom Söller in den Burghof hinabführte. Es gelang ihr nicht. Egino vertrat ihr den

Weg, breitete beide Arme weit aus und sagte mit spöttischem Lachen: „Vorbei magst Du kommen, Mädchen, doch nur erst dann, wenn Du Wegzoll bezahltest. Mit einem Kuß von Deinen roten Lippen kannst Du Dich lösen.“

Ella trat zurück, schlang das weite Gewand fester und dichter um ihre schöne Gestalt und antwortete verächtlichen Tones: „Wenn keine Eurer Thaten größer war als diese hier, ein wehrloses Mädchen zu überfallen, dann gereicht Euch der Rittergurt wahrlich nicht zur Ehre.“

Egino lachte.

„Du weißt wohl, daß Dich das nur noch schöner macht, wenn Du thust, als zürntest Du. Geberde Dich nicht gleich einer Wildkatze. Ich sah Dich die Halle verlassen und wollte Dir sagen, daß Du wunderbar schön tanztest. Manch schönes Weib sah ich im Norden und Süden, doch nie eines, das Dir gleichkam an Reiz. Komm, gib mir Deine Hand. Warum fürchtest Du mich?“

„Wer sagt Euch, daß ich Furcht habe?“ entgegnete Ella stolz. Und doch pochte ihr das Herz fast hörbar.

„Recht so! Nicht fürchten sollst Du mich, sondern lieben.“

Egino trat näher; sein Atem ging kurz und hastig. Seine Augen glühten gleich denen eines jagenden Raubtieres. Er zog aus der Tasche ein blitzendes Geschmeide, hielt es Ella entgegen und fuhr fort: „Glaubst Du, ich wollte Dir Deine Liebe, Deine Küsse nicht lohnen? Da nimm diesen Armring, er ist von schwerem Gold. Und mehr noch als dieses sollst Du erhalten. Du mußt mein sein und jetzt, jetzt auf der Stelle muß ich Deine Lippen kosten, sollst Du in meinen Armen liegen.“

In wachsender, wilder Leidenschaft hatte Egino gesprochen. Nun umfaßte er Ella, zog sie fest an seine Brust und suchte ihren Mund zu erreichen. Von Ekel und Abscheu erfaßt kämpfte Ella gegen seine Berührung. Fast war es ihr gelungen, den umstrickenden Armen sich zu entwinden; doch der Widerstand, den Egino fand, ließ seine Leidenschaft aufs höchste steigen. Rücksichtslos seine starken Kräfte mißbrauchend, umklammerte er die Arme und zog ihr glühendes Gesicht immer näher.

Ella fühlte, daß ihre Kraft nicht länger Wider-

stand leisten könnte. Thränen des Zornes blitzten in ihren Augen und fest hatte sie Zähne und Lippen geschlossen. Jetzt öffnete sie ihren Mund und stieß verzweifelnd den lauten Ruf aus: „Vater, Vater! Zu Hilfe! Hilf mir!“

Eine schnellen Schrittes durch den Burghof eilende Gestalt stutzte, hielt den raschen Gang inne und horchte. Und wieder erscholl der schon halb erstickte Schrei: „Vater! Zu Hilfe! Vater! Vater!“

Mit zwei Sätzen gewann Haidlauf, sich nunmehr blitzschnell der soeben verlassenen Halle wieder zuwendend, die Freitreppe, flog diese mit Windeseile hinauf und stürmte den Söller entlang auf die beiden zu.

Schon sah sich Egino am Ziele. Der Widerstand Ellas war schier gebrochen. Wilden Triumph im glühenden Auge betrachtete er das schöne, jetzt bleiche Antlitz des Mädchens, dann senkte er den Kopf, um mit seinen unreinen Lippen den unberührten Mund der Jungfrau zu entweihen. Da fühlte er sich mit solch furchtbarer Gewalt erfaßt, daß er unwillkürlich vor Schmerz aufschrie und sein Opfer fahren ließ, um sich des unerwarteten Angriffes zu erwehren. Aber Haidlauf besaß in diesem Augenblick die Kraft eines

Riesen. Wie ein Kind hob er den schweren Mann hoch auf, daß er frei über der Brüstung des Söllers schwebte. Ein Ruck, ein Stoß, und Egino ward in die Tiefe geschleudert.

Doch Haidlauf bezwang sich. Statt dem Hilflosen in dem dunklen Abgrund sicheren Tod zu bereiten, warf er ihn auf den Holzboden des Söllers. Kaum fühlte Egino sich frei von den gewaltigen Armen, die ihn gepackt, als er mit der Geschmeidigkeit einer Katze sich erhob, das kurze, einschneidige Halbschwert von der Seite riß und mit wildem Schrei sich auf seinen Angreifer stürzte.

„Ehrloser Hund, das sollst Du büßen! Mich mit Deinen Händen zu beschmutzen! Fahre zur Hölle!"

Aber er unterschätzte seinen Gegner. Blitzenden Auges, doch ruhig und kaltblütig jede Bewegung Eginos scharf beobachtend, duckte sich Haidlauf, unterlief den blind wütenden Feind und entwand ihm nach kurzem Ringen die Waffe.

In demselben Augenblick jedoch glitt er aus und fiel zu Boden.

Einen lauten Schrei des Schreckens stieß Ella

aus, als sie die Gefahr erkannte, in der ihr Vater schwebte.

Auch Egino gewahrte seinen Vorteil. Triumphirend warf er sich auf Haidlauf, dem es noch nicht gelungen, sich zu erheben. Und nun entspann sich ein Ringen auf Leben und Tod. Egino suchte seine Waffe wieder zu erlangen, um sie dem Spielmann schonungslos in die Brust zu stoßen. Aber es gelang ihm nicht, sie den starken Händen Haidlaufs zu entwinden. Plötzlich zuckte Egino zurück. Er hatte sich selbst mit dem Halbschwert in den Oberarm gestochen. Nur leicht und unbedeutend war die Verwundung, aber sie rettete Haidlauf das Leben. Mit einer gewaltigen Anstrengung und die zurückfahrende Bewegung seines Feindes geschickt benützend, warf er diesen von sich ab und gewann abermals die Oberhand.

„Wer wagt es hier, den Burgfrieden zu stören? Laßt ab vom Streite, wer ihr auch seid, bei harter Buße!“ erscholl es aus nächster Nähe, und schwere Männertritte näherten sich den Kämpfenden.

Beide erhoben sich. Noch hielt Haidlauf die blitzende Waffe in der Hand. Verhängnisvoll ward es für ihn.

„Verstrickt den Mörder, den ehrlosen Hund!“ rief

Egino und trat zum Burgvogt, der mit mehreren Knechten, von denen zwei Fackeln in den Händen trugen, erstaunt die drei betrachtete.

„Nehmt ihm die Waffe ab! Verboten ist den Fahrenden, Waffen zu führen, der aber zückte sie sogar gegen mich und traf meinen Arm. Verstrickt ihn und werft ihn in den Hundezwinger!"

„Wie kannst Du es wagen, Mann, gegen einen Edlen im Gefolge des Königs das Schwert zu erheben? Das heischt schwere Buße, gib her die Waffe!"

Haidlauf reichte dem Burgvogt das Schwert, während er mit Ruhe entgegnete: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen diesen hier die Waffe zückte. Ich entwand sie ihm, weil er mich mit derselben bedrohte."

„Lüge, nichts als Lüge! Was höret Ihr auf ihn? Gilt sein Wort etwas gegen das meinige? Verstrickt ihn, sage ich; denn wenn er entkommt, so klage ich Euch bei meinem Herrn, dem Könige, an."

„Dessen bedarf es nicht," entgegnete der Burgvogt kalt. „Ich weiß, was meines Dienstes und meine Pflicht ist. Haidlauf, Du bist auf schreiender That ergriffen. Uebermütig scheint Dich das Lob der Herren

drinnen im Saale gemacht zu haben, daß Du so schweren Frevel wagtest. Bindet ihn und führet ihn in das untere Gelaß des Bergfrid, bis mein Herr, Graf Eppo oder Graf Rudolf, anders bestimmt."

Des Spielmanns Brust hob und senkte sich in herbem Kampfe. Sein stolzes Gemüt empörte sich gegen den Schimpf, der ihm angethan ward. Ein leichtes wäre es ihm gewesen, durch die Knechte zu brechen und zu entrinnen. Aber ein Blick auf Ella änderte seine Absicht. Widerstandslos bot er seine Arme hin, um welche die Knechte rasch Stricke wanden.

„Recht so! Und nun bindet die Dirne dort ebenfalls. Sie ist nicht besser als der Hund, der Gaukler. Seht, den Armring hier hatte sie mir mit List gestohlen. Als ich ihn wiederforderte, entstand der Streit. Verstrickt sie fest, doch laßt sie nicht beisammen. Solch ehrloses, fahrendes Volk ist aller Listen voll und kundig," fuhr Egino fort.

Ella schrie auf. Zorn und Entrüstung über des Lügners falsche Anklage, ob der ihr zugefügten Schmach entpreßte ihr den Ruf.

Zwei der Knechte traten auf das Mädchen zu und faßten ihre Hände. Da riß Haidlauf mit gewaltigem

Ruck die Fessel, die ihn gebunden, entzwei, ergriff die Männer und schleuderte sie weit zurück.

„Willig folge ich euch, auch verstrickt; doch den töte ich, der mir mein Kind anfaßt! Deßhalb griff ich diesen Elenden an, weil er sie frech berührte.“

Mit blitzenden Augen stand Haidlauf schützend vor Ella, die sehnigen Arme, von deren Kraft er soeben erneuten Beweis gegeben, drohend ausgestreckt.

„Laßt das Mädchen! Wer gab euch Befehl, sie zu binden?“ wandte sich der Burgvogt strenge zu seinen Knechten. „Ihr thut, was ich euch sage, nicht auf andere habet ihr zu hören, sonst macht ihr selbst Bekanntschaft mit dem Zwinger. Jetzt vorwärts, Haidlauf, und auch Du, Mädchen, geh in Deine Herberge! Es fehlte noch, daß solch ein schönes Fest durch euch gestöret würde.“

„Laßt mich bei meinem Vater bleiben. Sperret mich mit ihm ein!“ flehte Ella.

„Nein! Das geht nicht! Komm morgen wieder! Ich will meinen Herrn dann fragen, was er für gut befindet. Vorwärts, wir haben schon viel zu viele Zeit verloren.“

Ella schritt an der Seite des Vaters die Treppe

hinab, während Egino hohnlachend in den Saal zurücktrat.

„Willst Du mir versprechen, nicht zu fliehen, Haidlauf, so lasse ich Dich ungebunden,“ sprach der Burgvogt gutmütig.

„Ich kann Euch nur das Wort eines fahrenden Mannes geben, aber gebrochen ward es noch nie,“ entgegnete der Spielmann.

„Gut,“ nickte der Graubart, dann zu Ella gewandt fuhr er fort:

„Ich hätte fast Lust, Dir auch den Willen zu thun und Dich die Nacht bei Deinem Vater zu lassen. Doch besser für Dich armes Ding ist es, wenn meine Frau Dich aufnimmt. Komm, ich bringe Dich zu ihr.“

„Ich danke Euch, Herr. Anders habe ich mich besonnen. Laßt mich gehen.“

Rasch schlang Ella die Arme um des Vaters Nacken, küßte ihn und flüsterte ihm einige Worte zu. Haidlauf nickte zustimmend.

Immer tiefer sank die Nacht, immer höher stieg der Mond am sternenbesäten Himmel. Aber auch kühler ward es, und fröstelnd hüllte sich Ella in ihr Obergewand. Noch immer fanden die dort drinnen

nicht das Ende des lustigen Gelages. Tief in die Ecke gedrückt, welche die beiden Mauern zweier aneinanderstoßenden Gebäude des inneren Burghofes bildeten, stand das Mädchen in sehnendem und doch bangendem Harren. Bis zu ihr hinaus drang der Lärm der Fröhlichen in der Halle. Sie hörte laute Heilrufe, wenn die Zechenden einer dem andern zutranken, vernahm dröhnendes Lachen und sah, wie die Knechte noch immer geschäftig aus und ein liefen zur Bedienung der Gäste.

Mehrere Stunden waren verflossen. Erschöpft lehnte Ella sich an die kalte Mauer, aber nicht einen Augenblick schwankte sie in ihrer Willenskraft. Des Vaters Rettung galt es, und für ihn würde sie Tage und Nächte bis zum Sterben ausgeharret haben.

Endlich machte sich ein lebhafteres Treiben in der weiten Thüre der Halle bemerkbar. Eine Anzahl Diener eilte herbei, alle mit Fackeln in den Händen, und stellten sich je zwei auf die Stufen der Freitreppe. Es wurde so hell, daß Ella jeden erkennen konnte, der in die Nähe der Fackeln trat. Stürmische Rufe: „Heil dem Könige! Heil Heinrich!“ belehrten sie, daß der Herrscher das Gelage verlasse.

Begleitet von den Brüdern Eppo und Rudolf erschien Heinrich auf dem Söller. Eine Anzahl Edelinge aus der Gefolgschaft des Königs schlossen sich an. Unter ihnen erkannte Ella die Freunde Eberhard, Friedrich und Dedi. Bei dem Anblick des letzteren pochte ihr Herz. Auf ihn setzte sie ja ihre Hoffnung.

Bevor Heinrich die Treppe hinabschritt, wandte er sich nochmals, reichte Herimar freundlich die Hand und forderte den Greis auf, nicht weiter ihm zu folgen. Ella sah, wie die ehrwürdige Gestalt sich verneigte. Nun betrat der König die Treppe. Die Fackelträger schlossen sich aneinander an, um voraus zu gehen und so schritt der feierliche Zug über den Burghof den Gemächern zu, welche für den hohen Gast bestimmt waren.

Noch fester wie bis dahin drängte sich Ella an die Mauer. Wohl kam ihr der Gedanke, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und um Gnade für den bedrohten Vater zu bitten. Aber sie fürchtete, zu dieser Stunde und an diesem Orte abgewiesen zu werden, vielleicht mit dem Hinweis auf den kommenden Tag, vielleicht aber auch mit Unwillen ob der unliebsamen Störung durch eine Fahrende.

Die Fackelträger, der König und sein Gefolge verschwanden hinter dem Eingange zum Herrenhause. Es war wieder stille geworden und nur der Schein der in eisernen Körben flackernden Pechkränze beleuchtete spärlich den Burghof.

In steigender Unruhe schaute Ella nach der Richtung, in welcher der Zug verschwunden. Wenn Dedi nun nicht wiederkehrte?

Endlich vernahm sie Stimmen. Die Fackelträger kehrten zurück, gefolgt von Eberhard, Friedrich und mehreren anderen Edelingen. Eppo und Rudolf, sowie auch Dedi dagegen befanden sich nicht unter ihnen. Scherzend und lachend schritten die Jünglinge der Halle zu. Thränen bitterer Täuschung traten Ella in die Augen. Ratlos starrte sie den Männern nach, ziellos in das Dunkel der Nacht.

Sie ahnte, sie wußte, daß dem Vater große Gefahr drohte. Daß er, der fahrende, rechtlose Mann, gegen einen Edlen die Waffe gezückt, Streit erhoben inner=halb des geheiligten Burgfriedens — und so würde Egino die Klage erheben — war ein schweres Ver=brechen. Als sie mit dem Vater durch das Thor der Burg getreten, waren ihre Augen auf eine rohe Dar=

stellung oberhalb der schweren Thüre aus mächtigen Eichenbohlen gefallen: ein Beil und eine daneben liegende Hand. Es war das Warnungszeichen für jedermann, den Burgfrieden zu wahren. Würde man zaudern, in gleicher Weise den Frevel an dem verachteten Spielmann, dem heimatlosen Fahrenden, zu ahnden?

Die Erinnerung an das grause Schicksal, das dem Vater drohte, erfüllte das Mädchen mit Entsetzen, drängte jedes Bedenken zurück. Kehrte Dedi nicht wieder, dann mußte er wohl dort auch wohnen. Trotz ihrer Angst, trotz der Kühle, die sie zittern machte, fühlte Ella dennoch eine heiße Blutwelle ihr zu Gesichte steigen bei dem Gedanken, verspottet, verhöhnt, verkannt zu werden, wenn sie zu dieser Stunde den Jüngling aufsuchte.

Aber es galt des Vaters Rettung. Wer bürgte ihr, daß nicht in der Frühe des Tages der König und seine Gefolgschaft fortritten? Bei wem sollte sie dann Hilfe suchen?

Die Jungfrau preßte beide Hände auf die pochende Brust. Noch einmal atmete sie tief, tief auf, dann trat sie entschlossen den Gang an. Schon näherte sie sich der Thüre, welche in das Innere dieses Teiles

der Burg führte, als jene sich öffnete und eine hohe, schlanke Gestalt heraustrat. Ella erkannte sie. Es war Dedi. Für einen Augenblick stockte ihr der Atem. Dedi sah, daß jemand sich nahte. Er blieb stehen.

Da hörte er sich ansprechen: „Herr, ich bin es, Ella."

Und Ella sah, wie Unwille des Jünglings edle Züge verfinsterte, sah, wie sein Mund sich verächtlich krauste.

„O Herr, zürnet mir nicht, daß ich Euch zu dieser Stunde hier anspreche!" rief das Mädchen voll Qual in dem Gefühl und der Erkenntnis, daß Dedi gering von ihr denke in diesem Augenblick. Sie sank in die Kniee, hob die Hände flehend empor und rief in schmerzdurchbebtem Tone: „O Herr, rettet meinen Vater! Ich schwöre es bei der Dankbarkeit, die ich Euch schulde, bei dem Andenken an meine Mutter, bei dem großen Himmelsherrn dort über dem Sternenzelte, er ist unschuldig!"

Erstaunt und bewegt zugleich trat Dedi näher. Eine wohlthuende Empfindung durchfuhr ihn, als er den ungeheuchelten Schmerz, die Angst in den Worten und Geberden des Mädchens erkannte. Es war ihm lieb, daß er nicht gering von der denken mußte, die er mit Lebensgefahr vom Tode errettet. Er reichte

Ella die Hand, hob sie auf und fragte: „Was ist geschehen? Welche Gefahr droht Deinem Vater?“

Hastig erzählte die Jungfrau, was vorgegangen. Als sie Egino nannte, trat Dedi unwillig mit dem Fuße auf und murmelte: „Schamloser Mann!“ Aber immer ernster wurde sein Gesicht und mit Mitleid sah er auf die Arme.

Ella hatte ihre Erzählung beendet. Schweigend und nachdenkend stand Dedi. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Haidlauf in großer Gefahr schwebte, und vergebens suchte er nach Trostworten.

Plötzlich zuckte ein Gedanke in ihm auf.

„Dein Vater wird hier gerichtet werden. Richter aber ist hier Graf Rudolf und an seiner Stelle der Greis, den Du am Hochsitz in der Nähe des Königs sahest, Herimar, der Herr vom Haldenhofe.“

„Er trat zu uns, als der Vater seinen Sang geendet, lobte ihn sehr und lud uns ein, auf seinen Hof zu kommen,“ warf Ella ein.

„Um so besser! Wenn einer Rat weiß, dann ist er es. Ich gehe jetzt zur Halle zurück und werde mit ihm sprechen. Du kannst mich erwarten. Hm, aber wo?“

Einen Augenblick zauderte Dedi, dann fuhr er in

eigentümlichen Tone fort: „Hier ist es kühl und einsam, tritt in meine Kammer, bis ich zurück bin.“

„Ich danke Euch, Herr! Laßt mich dort an jener Mauer, wo ich schon lange auf Euch harrte, warten, bis Herimar kommt.“

„Fürchtest Du mich, daß Du nicht eintreten willst in mein Gemach?“ fragte Dedi lächelnd.

Die Jungfrau sah ihn voll an und entgegnete, während ihre Wangen sich höher färbten, in schlichter, einfacher Weise: „Nein, Herr, ich fürchte Euch nicht; aber die Menschen fürchte ich, welche gering denken von uns Fahrenden. Und spräche man Uebeles von mir, nimmer dürfte ich mich der Liebe meines Vaters freuen.“

„Ich hoffe bald zurück zu sein,“ entgegnete Dedi, den die Antwort des Mädchens schier verwirrte.

Neue Hoffnung zog ein in das Herz Ellas. Noch sah sie nicht, auf welche Weise ihrem Vater Rettung kommen konnte. Aber die Gewißheit, daß Dedi sich ihrer annehmen werde, gereichte ihr zum Troste. Sie war an den Platz zurückgekehrt, an dem sie bange Stunden geharrt. Fest die Augen auf den Ausgang der Halle gerichtet, sah sie nunmehr mutiger dem Erscheinen der beiden Männer entgegen.

Endlich gewahrte sie Herimar und Dedi in der Thüre, sah, wie die beiden die Treppe zum Burghofe hinabstiegen und denselben durchschritten.

„Nun wirst Du, da Herimar auch noch dabei ist, nicht mehr fürchten, mir zu folgen," scherzte Dedi und lud Ella ein, sich ihnen anzuschließen.

Das Mädchen folgte schweigend.

Es war ein kleines, schmuckloses Gemach, einfach wie alle Räume der Burg, welche für Gäste bestimmt waren; dienten sie doch nur zur Nachtruhe. Während die Dienstmannen des Burgherrn, welche von auswärts geladen worden, sowie die Mannen im Gefolge des Königs von weniger höherem Stande alle in der Halle selbst auf einfachen Lagerstätten, welche die Knechte nach Beendigung des Gelages rasch herbeitrugen, die Nacht zubrachten, erhielten die angeseheneren Gäste Kammern, wo sie einzeln oder zu zwei und drei schliefen.

Auch im Gemache Dedis befanden sich zwei Lagerstätten, niedere Betten, die am Tage zum Sitzen dienten.

Dedi forderte Ella auf, auf eine derselben sich niederzulassen, während Herimar und er die andere als Sitzbank benützten.

Der Greis richtete seine großen, klaren Augen auf das Mädchen, als wolle er in ihrer Seele lesen. Dann sagte er freundlich und aufmunternd: „Nun erzähle uns den Vorgang, alles, wie es geschehen, von Anfang an, genau der Wahrheit gemäß.“

Und Ella berichtete.

Kein Zug im Gesichte Herimars verriet die Gedanken seines Innern, den Eindruck, den die Erzählung des Mädchens bei ihm hervorrief.

Als sie geendet, verharrte er einige Augenblicke in nachdenklichem Schweigen. Dann stand er auf, trat zu Ella, legte seine Hand mit väterlichem Wohlwollen auf ihr reiches, üppiges Haar und sagte milde: „Ich glaube Dir, Kind, daß Du die volle Wahrheit gesprochen. Nun aber mußt Du ausruhen. Wo gedenkst Du die Nacht zu bleiben?“

„Am liebsten bei meinem Vater, aber um Herrn Dedi sprechen zu können, nahm ich die Erlaubnis des Burgvogtes dazu nicht an. Ich will zur Schenke gehen, wo wir abgestiegen sind.“

„Nein, das ist nicht ratsam. Noch sind Gäste und Diener draußen. Bier und Wein haben sie übermütig gemacht, und leicht könntest Du Gefahr laufen,

belästigt zu werden. Wie ist es, Herr Dedi? Räumt Ihr mir jenes Lager dort ein, so kann das Mädchen in meiner Kammer den Tag erwarten? Zudem habe ich noch mit Euch zu sprechen."

„Gerne," erwiderte Dedi.

„So komm, Kind, daß ich Dir das Gemach zeige."

Ella erhob sich. Sie richtete ihre feuchtschimmernden Augen in innigem Danke auf die beiden Männer, dann fragte sie flehend:

„Herr, saget mir, darf ich für meinen Vater hoffen?"

Der Greis antwortete: „Du kannst es, Ella. Wir wollen nunmehr beraten, wie Deinem Vater zu helfen ist. Gut aber wird es sein, wenn Du vor dem Einschlafen auch den hehren Himmelskönig bittest um Schutz und Hilfe für Deinen Vater. Oder lernet ihr fahrenden Leute nicht beten?"

„Es wäre das erstemal, daß ich einschliefe, ohne für meinen Vater zu beten, wie es die Mutter mich lehrte," entgegnete die Jungfrau bescheiden, während es sie schmerzlich durchbebte, auch hier wieder vernehmen zu müssen, wie gering von dem Stande des Vaters gedacht wurde.

Als Herimar zurückkehrte, nahm er Dedi gegenüber Platz und begann: „Zu wenig noch kenne ich den Spielmann, um zu wissen, ob er es verdient, daß wir so viel sorgen um sein Schicksal. Aber mich dünkt, es könnte kein schlechter Mann sein, der als Fahrender sein Kind so innig liebt, und es so gut erzogen hat, wie Ella. Diese aber gefällt mir, und jedwedes Wort, das sie gesprochen, glaube ich. So wollen wir denn beraten, wie ihnen zu helfen ist."

Aufmerksam lauschte Dedi den Ausführungen Herimars und mit hoher Achtung schaute er auf den Greis, dessen Klugheit, Milde und Weisheit sein Herz gewonnen.

„Ihr wolltet also, wenn sich ein anderer Weg nicht bietet, auf diese Weise helfen?" schloß Herimar nach langer Beratung.

„Ich will es," entgegnete Dedi.

Herimar erhob sich, reichte dem Jüngling die Hand, drückte diese mit Wärme und sagte: „Es ist eine gute That, die Ihr beschlossen. Wohlthuend wirkt die Menschenliebe gegen arme Leute, damit diese kein Unrecht leiden und weder dem Herrscher, noch dem Volke des Landes fluchen. Schlaft nun wohl, Herr Dedi; es ist spät geworden."

Dedi hatte sich gleichfalls erhoben. Einige Augenblicke stand er schweigend in Gedanken. Jetzt streckte er dem Greise beide Hände hin und sagte: „Ein Rätsel bin ich mir heute. Man sagt, ich sei verschlossen, und schwer würde es mir, zu Fremden Vertrauen zu fassen. Euch, Herimar, kenne ich erst seit wenigen Stunden, und doch seid Ihr mir lieb geworden, als hättet Ihr mir nahe gestanden von Kindheit auf."

„Leicht erklärt sich das," entgegnete dieser und schloß die Hände Dedis in die seinigen. „Gutes gemeinsam thun verbindet die Menschen und führt sie einander zu. Darum gebühret Euch mein Dank, wenn Ihr mir Eure Freundschaft schenket, denn Ihr, nicht ich, waret es, der zur guten That den ersten Schritt gethan. So lohnet sich das Gute durch sich selbst. Doch Ihr möget wissen, daß auch ich Freundliches von Euch dachte, als ich Euch zuerst an des Königs Tisch erblickte. Schade, daß Ihr so bald schon von hier scheidet."

„Ihr fragtet nicht, wer ich bin, woher ich komme. Nicht glaube ich, daß wir uns wiedersehen werden; denn weit auseinander gehen bald wieder unsere Wege.

Darum will ich Euch von mir erzählen, so ungern ich es auch anderen Menschen gegenüber thue. Wenn Ihr dann später vielleicht Sonderliches von mir höret, so liefert das, was ich Euch nun berichte, hierzu den Schlüssel. Wollt Ihr noch etwas von Eurer Nachtruhe opfern?"

„Die ganze Nacht gäbe ich freudig für Euch hin. Hoch ehrt mich Euer Vertrauen. Erzählet! Doch halt! Mich dünkt, wir sind in dieser Stunde uns so nahe getreten, daß wir einander Freunde nennen dürfen, und da es sich auch weit besser erzählen läßt, wenn wir wie Trautgesellen zu einander sprechen, so laßt uns Du zu einander sagen. Ist's Euch Recht?"

„Gerne!" rief Dedi. „Ich würde es schon vor Dir, Herimar, gesagt haben, hätte mich nicht die Ehrfurcht vor Deinem weißen Haare abgehalten."

Die Männer schüttelten sich die Hände, dann hub Dedi an: „Mein Vater nimmt unter den deutschen Großen nicht den letzten Platz ein. Angesehen ist er und in früheren Jahren gefürchtet wegen der Kraft seines Armes. Kaiser Heinrich, unseres Königs Vater, setzte ihn zum Hüter deutschen Landes über die Ostmark. Er gehört dem hochedlen Geschlechte der Wettiner an,

die in sächsischen Landen seit vielen Menschenaltern sitzen, und von ihm, er heißt Dedo, erhielt ich meinen Namen. Meine Mutter war Oda aus der angesehenen Sippe der Beichlinger Grafen. Wahrlich, wenn wir ein Gut erst dann nach seinem vollen Wert zu schätzen wissen, nachdem wir es verloren, so trifft dies bei meiner Mutter und mir zu, wiewohl ich sie auch zu Lebzeiten innig liebte und verehrte. Aber der Tod raubte mir, als er sie uns entriß, nicht nur die Mutter; ihr Verlust zog auch den Verlust meiner Heimat, meines Vaters Liebe nach sich.

„Vor kaum zwei Jahren schloß mein Vater leider eine neue Ehe. Nicht mißgönnte ich ihm eine treue, liebende Gefährtin für die Tage seines Alters, und so würde ich gerne in Adela, so heißt meines Vaters Gemahlin, die zweite Mutter geehrt haben. Doch nicht aus Liebe hat sie den alternden Mann genommen. Schön ist sie wie wenige Frauen, und wiewohl sie aus ihrer ersten Ehe mit Otto dem Markgrafen von Meißen drei Töchter hat, prangt sie in allen Reizen eines jungen, blühenden Weibes. Durch das Erbe ihres ersten Mannes ist sie reich; doch unersättlich strebt sie nach Vermehrung ihres Besitzes. Da nunmehr unver=

söhnliche Feindschaft zwischen uns herrscht, so könntest Du leicht vermuten, daß ich allzu hart und ungerecht urteile. Doch, Herimar, glaube mir, was ich Dir berichte, ist lautere Wahrheit."

„Was sollte Dich bewegen, mir die Unwahrheit zu sagen?" erwiderte Herimar und drückte dem jungen Freunde die Hand.

Dedi fuhr fort:

„Schon nach kurzer Zeit übte Adela über meinen Vater vollständige Herrschaft aus, und Markgraf Dedo, der Held aus mancher blutigen Schlacht, ward dieser Frau gegenüber schwach und machtlos. Ich hatte das unwürdige Verhältnis bald durchschaut und empfand die unmännliche Schwäche meines Vaters schmerzlich, weil ich sah, daß er darunter litt, daß sie ihr Spiel mit ihm trieb. Bald machte ich eine Entdeckung, die den geringen Teil von Achtung, den ich noch gegen meine Stiefmutter hegte, vernichtete. Beweise kann ich keine bringen; aber ich hege die volle Ueberzeugung, daß die ränkelistige, schlimme Frau meinen Vater betrog. Das konnte ich nicht dulden, dafür liebte ich meinen Vater zu sehr. Ich trat offen vor Adela hin, um ihr zu sagen, was ich wisse. Aber ich hatte mich sehr

getäuscht, wenn ich gemeint, sie würde von meiner Anklage betroffen werden. Meinem Vater wollte und konnte ich nichts sagen. Seit jenem Tage wurde mein Vater immer unfreundlicher gegen mich. Ein Nachlassen seiner Liebe hatte ich schon länger gemerkt. Nun aber trat Adela viel schärfer und weit hartnäckiger mit Verleumdungen jeder Art gegen mich auf. Daß sie dies auch schon vordem gethan, um mir den Vater zu entfremden, erfuhr ich später. Es kam öfter zu heftigen Reden; Streitigkeiten mehrten sich, und eines Tages verbannte mich mein Vater aus der Heimat.

„Die schlimmste Beschuldigung, die es geben kann, hatte die furchtbare Frau gegen mich erhoben: ich strebe nicht nur nach des Vaters Besitztum, sondern — es ist entsetzlich — selbst nach seinem Weibe. Ohne mich zu hören, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich zu verteidigen, rein zu waschen von der unerhörten Anklage, jagte er mich in die Welt, entzog mir alles, alles. Und ich liebte meinen Vater so innig. Nie konnte ein Sohn seinen Vater mehr lieben! Heut noch, Herimar, heute noch liebe ich ihn und würde ohne Vorwurf, ohne Zaudern in seine Arme zurück-

eilen, wenn er mich riefe. Vergessen hat er, daß ich ihm seit der Kindheit Tagen niemals Grund zur Klage gegeben, vergessen, daß meine Mutter uns, meinen jüngeren Bruder und mich, ihm als ihr teuerstes Erbteil hinterlassen. Wohl versuchte ich durch Freunde meines Vaters Herz wieder zu gewinnen; Adela vereitelte alles. So bin ich ein Fremder unter Fremden."

Noch lange saß Herimar dem neugewonnenen jungen Freunde gegenüber, mit mildem Worte den Gram in dessen Herz zu lindern suchend. Dann suchten auch sie die Lagerstätte.

Tiefe Stille herrschte in der Burg. Nur die Wächter auf dem Thorhaus und auf dem mächtigen Luginsland, von dem einstmals Held Siegefrid nach Rettung ausgeschaut für Heilgart, die minnigliche Fraue, wachten noch. Und im unteren Gelasse desselben Turmes, das kalt, dunkel und feucht war, saß auf moosüberzogenem Steine Haidlauf, der Spielmann, den Kopf in beide Hände gestützt und dachte an — sein Kind.

Siebentes Kapitel.

Der Anger um die mächtige Linde zeigte am andern Tage die Spuren des stattgehabten Maifestes. Nicht nur, daß das junge Gras noch keine Zeit und Kraft gefunden, sich wieder zu erheben, nachdem es von den stampfenden Tritten der tanzenden Dörfler, kaum im Frühlingshauche zu jungem Leben erwacht und erstanden, jach und erbarmungslos niedergetreten worden, auch sonstige Zeichen deuteten darauf hin, daß es gar lustig und ungebunden zugegangen sei. Schon in der Frühe hatten Mädchen im Tanze verlorene Bänder und Schmucksachen gesucht; aber alles war doch nicht verschwunden.

Und wieder sah die ehrwürdige Linde Vorbereitungen treffen, doch nicht zu fröhlichem Feste, sondern

zu ernstem Tagen des gebotenen Dings. Gericht sollte gehalten werden an der Malstätte des Sprengels über Haidlauf, den Spielmann; denn schon am Abend hatte Egino bei dem Grafen schwere Klage erhoben, und Recht sollte gesprochen werden, so lange der König noch auf der Nelloburg weile. So hatte es dieser befohlen. Eine Anzahl Diener waren beschäftigt, rings um den Steinsitz unter dem Baume in weitem Kreise Pfähle bis zur Brusthöhe eines Mannes in den Boden zu schlagen. Nachdem dies geschehen, schlangen sie eine dicke weiße Hanfschnur von Pfahl zu Pfahl.

Noch waren sie nicht zur Hälfte mit ihrer Arbeit gediehen, als der Waibel erschien und ärgerlich rief:

„Nicht die weiße Schnur! Heute muß die rote her; denn hochpeinlich ist das Gericht und über Blut wird es richten. Sputet euch! Es ist nicht viele Zeit mehr,“ fügte er hinzu, einen prüfenden Blick nach der Sonne werfend.

„So glaubst Du, Godbo, daß der Spielmann mit Glied und Blut büßen muß?“ fragte einer der Männer.

Der Waibel warf sich mit Selbstbewußtsein in die Brust und entgegnete:

„Das ist doch klar und selbstverständlich. Ich

möchte nicht in seiner Haut stecken. Denke Dir doch, er hat den Burgfrieden gebrochen und einen Dienstmann des Königs, der den Rittergurt trägt, mit der Waffe verwundet. Das würde ein vollfreier Mann hart zu büßen haben, wenn auch nicht mit Blut, so doch mit Gut. Aber so ein Fahrender! Grawhart wird ernste Arbeit bekommen, Beil oder Messer, vielleicht auch beides."

„Schade für den Mann! Ich sah ihn gestern hier auf dem Anger, er gefiel mir. Auch sagte man, er habe schöne Lieder in der Halle unseres Herrn gestern Abend gesungen und selbst der König habe ihn gelobt."

„Ei, das war ja sein Unglück! Hochmütig ist der Bursche von dem Beifall geworden, den ihm die Helden am Hochsitz wie auf der Herrenbank gespendet. Wie würde er es anders wagen, mit einem Edlen Streit anzufangen."

„Man erzählt sich, der Ritter habe seine Tochter küssen wollen; darob sei der Vater in Zorn geraten und habe jenen gescholten."

„Immer weiß das Volk alles besser wie das Gericht," entgegnete Godbo, der Waibel, verächtlich. „Was macht es denn, wenn solch ein edler Mann, der ein

Dienstmann des Königs ist, eine fahrende Dirne küßt? Thut er es nicht, so thut's ein anderer. Will solches Volk gar noch Ehre heischen! Aber warte, Herimar wird ein strenger Richter sein; weiser wie der Alte vom Haldenhof ist keiner im ganzen Gau."

„So heget also Herimar und nicht Graf Rudolf das Ding?" fragte der andere.

„Sprich nicht so unklug. Wie soll Graf Rudolf Kläger und Richter zugleich sein? Er stellt die Klage wegen erhobenen Streites innerhalb seiner Burg, und Herr Egino — O du meine Güte, da schwatze ich mit den Leuten und schon kommen die Herren! Nun, ihr seid ja fertig. So, hier auf den Steintisch vor den Richter noch das Schwert! Der Schild hängt schon an der Linde und die Lanze daneben. Gut! Alles ist fertig. Heda, drängt nicht zu nahe heran, daß euch die Knechte nicht mit den Stäben Sitte lehren," rief der Waibel den Dörflern zu, die neugierig herbeigeeilt waren.

„Das Bauernvolk muß doch allezeit mit der Nase voran. In den Kreis," wandte sich Godbo zu einigen mit weißen Stäben bewaffneten Knechten, „in den Kreis kommt niemand als der Richter, die sieben

Schöffen, — schon ehe die Sonne aufgegangen, sind sie zum Ding geladen worden — sodann der Kläger und der Beklagte und ich," fügte er wichtig hinzu. „Soll jemand staben und Zeugenschaft geben, so wird er gerufen. Aber wer wird für einen Fahrenden Zeugnis geben und gegen ihn ist kaum nötig. Zunächst um den Kreis schaffet ihr Raum für die edlen Herren und die Vollfreien, die von außen kommen. Es werden nicht viele sein, da es wenig bekannt ist, daß heute gebotenes Ding stattfindet. Wenn ihr jemand sehet, der gegen das Gebot Schild und Lanze führt, den zeiget ihr mir, daß ich ihn von der Malstätte weise; denn nur Schwert und Dolch sind erlaubt hier zu tragen."

Kurze Zeit später füllte sich der Platz rund um die gespannte Schnur mit zahlreichen Neugierigen entgegen der Ansicht des Waibels. Alle Gäste, die an der Tafel des Grafen gesessen, waren erschienen, und selbst vom Thale herauf ritten die Männer herbei; denn selten war eine solche Tagung wie die heutige.

Jetzt erhob sich Herimar vom Steinsitz, auf dem er niedergesessen, und streckte die Hand empor. Eine gebietende Würde lag in der ehrwürdigen Erscheinung

des Greises, und bevor er noch gesprochen, verstummten die Zuschauer.

„Ein gebotenes Ding zu hegen, sind wir versammelt. Ich sehe die Schöffen zu meiner Seite. An unseres Herrn Grafen Statt sitze ich, der älteste Schultheiß des Gaues, auf dem Stuhle des Richters. Ruhe fordere und heische ich in des Königs Namen.“

Der Greis setzte sich nieder, schlug gemäß alter Sitte das rechte Bein über das linke und rief dann mit klarer, deutlicher Stimme:

„Wer ist Kläger?“

Egino trat vor den Steinsitz und entgegnete:

„Ich, Egino, Dienstmann in meines Herrn und Königs Gefolgschaft.“

„Gegen wen erhebet Ihr Klage?“

„Gegen Haidlauf, den Spielmann, einen Ehrlosen, der mich —“

„Ich fragte Euch nicht, welche Klage Ihr erhöbet, auch ist es nicht Sitte in unserem Lande, Beklagte zu schmähen,“ unterbrach Herimar ruhig den Sprechenden.

„Ist der Beklagte hier?“ fragte der Greis sodann.

Haidlauf trat einige Schritte vor und neigte sich.

„Du bist Haidlauf, der Spielmann?“

„Ich bin es, Herr."

„Welche Klage erhebet Ihr gegen diesen Mann?" wandte sich Herimar zu Egino.

Dieser begann:

„Als gestern abend dieser dort seinen Sang gesprochen und er zum Hochsitz gerufen wurde, verließ das Mädchen, das er seine Tochter heißt, die Halle. Wie sie vorbeihuschte, warf sie mir einen Blick zu, ich solle ihr folgen. Da die Dirne hübsch ist, war ich thöricht genug, es zu thun. Ich traf sie ganz am Ende des Söllers, wo sie mich erwartete, und scherzte mit ihr. Als sie mich wieder küßte, bemerkte ich, daß sie mit großer Geschicklichkeit diesen goldenen Armring hier mir aus der Tasche zog. Ich forderte ihn zurück, sie aber weigerte ihn und leugnete, mir ihn genommen zu haben. Wohl aber sah ich, wie sie den Armring in ihr Gewand geschoben, und befahl ihr nun, indem ich zeigte, wo sie das Geschmeide versteckte, dasselbe sogleich herauszugeben. Da begann die Dirne laut zu schreien, und mit einemmale packte mich ihr Vater, den ich bis dahin nicht gesehen, heimtückisch von hinten. Ich setze mich zur Wehre und werfe ihn zu Boden. Da reißt er mir das Halbschwert von der Seite und

stößt mit wilden Flüchen nach mir und trifft mich auch in den Oberarm. Ein Glück war es, daß jetzt der Burgvogt mit seinen Knechten erschien; denn die Dirne wollte ihrem Vater helfen, und da ich ohne Waffe war, so hätte der Handel für mich böse ausfallen können. Wahrlich, solche Schmach ist mir noch nie widerfahren, daß ein Ehrloser, ein Fahrender die Hand gegen mich erhob. Strenge Strafe fordere ich."

„Seid Ihr zu Ende?" fragte Herimar, dessen Züge nichts verrieten von dem gerechten Zorn, der ihn erfüllte ob der Erzählung Eginos. Um so deutlicher trat die furchtbare Aufregung Haidlaufs zu Tage. Seine Augen sprühten, seine starken Hände ballten sich, daß die Muskeln der Arme knackten. Schwer keuchte seine Brust und mühsam rang er nach Atem.

Herimar wandte sich zu ihm und während er sprach: „Haidlauf, was hast Du auf die Klage zu antworten?" heftete er seine klaren, milden Augen fest und bestimmt auf den Spielmann, daß dieser, wie im Banne derselben stehend, mit aller Kraft den heftig wogenden Grimm niederhielt und mit vor Aufregung leicht bebender Stimme entgegnete:

„Herr, alles, was Egino sagte, ist unwahr. O Herr,

wie kann ich je den Schimpf abwaschen, den er meinem Kinde anthat, gestern und jetzt wieder! Ziehet Kunde ein, wo immer Ihr wollet, und wenn einer bezeuget, daß mein Kind, meine Tochter, jemals einem Manne sich nahte, je duldete, was Egino sie beschuldigt, dann, Herr, möget Ihr mich an dieser Linde aufknüpfen lassen als einen Schelm und Ruchlosen."

Und nun erzählte Haidlauf, wie Egino schon beim Maifeste Ella zu nahe getreten, wie sie in der höchsten Not in der Nacht auf dem Söller nach ihm um Hilfe gerufen, und wie er in der Notwehr das Halbschwert seinem Gegner entrissen, um das eigene Leben zu schützen.

„Lüge, nichts als Lüge!" rief Egino.

„Wolltet Ihr Eure Klage mit einem Eide erhärten?" fragte Herimar und blickte Egino durchdringend an.

„Mit zehn Eiden, wenn es sein muß!" rief dieser.

„Oft ist ein Eid zu viel," entgegnete der Richter ernst.

Haidlauf hatte aufgeschrieen, als er seinen Gegner bereit sah, zu schwören. Er wandte sich zu Herimar und sagte:

„Herr, bei uns Franken ist es Sitte, daß der Beklagte den Reinigungseid schwören darf. Lasset mich schwören, ich kann es beim hohen Himmelsherrn!“

Der Richter schüttelte den Kopf:

„Auch bei uns ist es Sitte, doch Du kannst nicht schwören.“

„Warum nicht?“ rief Haidlauf.

„Weil Du ein Fahrender bist. Kein Unfreier, kein Rechtloser, kein Fahrender kann schwören.“

„Herr, ich bin von vollfreier Geburt. Hochangesehen ist mein Vater als Schultheiß der Hundertschaft.“

„Das nützet Dir nicht, Haidlauf. Unser wie euer Gesetz sagt: Wenn der Sohn ein Spielmann wird oder eines Spielmanns Tochter nimmt und mit ihr zieht und Gut für Ehre nimmt, so hat er nimmer Anspruch, noch Recht an Hab und Gut von Vater und Mutter.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ murmelte Haidlauf. „Gestern noch sagte ich es Ella. Heute muß ich es vom Richter hören.“

„Wenn der Sohn eines Freien ein Spielmann wird, oder eines Spielmanns Tochter nimmt und mit ihr ziehet und Gut für Ehre nimmt, so hat er nimmer

die Rechte eines Freien, er kann nicht zeugen noch schwören, und der Richter mag seine Aussage glauben oder nicht. Schwört aber ein anderer gegen ihn, dann ist seine Aussage nichts."

Einen hohnvollen Blick warf Egino auf Haidlauf der den Kopf tief senkte und die Hände krampfhaft ballte.

„Ich kann Zeugen stellen, wenn es solcher noch bedarf," wandte sich Egino stolz zu Herimar. „Sigher, der Burgvogt, wird für mich sprechen."

„Sigher ist kein freier Mann, denn er steht im Dienst eines andern. Aber er besitzt rechte Muntschaft, und so kann er mit Willen und dem Rechte seines Munt, des Grafen Rudolf, Zeugnis abgeben," entschied Herimar.

„Wenig habe ich zu sagen," sprach der Alte und strich sich mürrisch den grauen Bart; denn widerwärtig war ihm Egino. „Als ich den Streit auf dem Söller hörte und den Hilferuf des Mädchens, eilte ich herbei und sah die beiden miteinander ringen."

„Sahest Du die Waffe in der Hand des Spielmanns?"

„Ich sah sie," entgegnete Sigher.

„Sahest Du, daß er sie zückte auf Egino?“

„Das sah ich nicht. Aber ich sah vorher, daß der Spielmann die Treppe hinabging und durch den Burghof schritt. Darum staunte ich, ihn nunmehr im Handgemenge mit Egino zu sehen.“

Eine Bewegung ging durch die Umstehenden bei dieser Aussage.

„Herr, wolltet Ihr mich nicht hören, so höret meine Tochter,“ bat Haidlauf.

„Die Tochter eines Fahrenden ist selbst eine Fahrende,“ entgegnete Herimar.

Den Spielmann schüttelte es von unten auf. Sein Leib bebte, und in die Augen traten Thränen. Er schien einen schweren Kampf zu kämpfen. Endlich rief er:

„Herr, sie ist kein Spielmannskind wie andere; auch ihre Mutter war, war — eine Freie.“

Und wieder lief ein Murmeln durch die Versammlung.

„Als sie Dein Weib wurde, was war sie da?“ fragte Herimar.

Haidlauf schwieg.

„Als Deine Tochter die Wände zum erstenmal be=

schrie, waret ihr da Mann und Frau?" fragte Herimar ernst weiter.

Blitzenden Auges rief der Spielmann:

„Kein ehrbareres Weib gab es als sie. Ein Jahr, nachdem sie die Meine geworden, ward mein Kind geboren."

„So folgt sie in Rechthaben und Unrechtleiden dem Vater; sie kann nicht schwören und keine Klage erheben."

„Sie kann keine Buße fordern für den Schimpf, den ihr dieser Mann dort angethan?" rief Haidlauf und sein Gesicht rötete sich.

„Fahrendem Volke steht nur der Schatten dessen zu, der einen der Ihrigen erschlägt, und mit dem Blinken des Schildes, mit dem Scheine des Eisens muß sich statt Sühne und Buße der Fahrende begnügen, wenn ein Freier einen gehrenden Mann tötet. So sagt das Gesetz," entgegnete Herimar.

„Weniger noch, als wenn ein Hund getötet wird," murmelte Haidlauf und senkte mutlos und verzweifelnd den Kopf.

„Wollet ihr noch weitere Fragen?" wandte sich Herimar zu den Schöffen.

„Es ist genug,“ entgegnete der Aelteste.

Nach kurzer Beratung traten die Sieben wieder zur Seite des Richters. Nur der Aelteste schritt würdevoll bis zum Steinsitz heran und sprach, während ringsum lautlose Stille herrschte:

„Schreiende That, blinkender Schein und der Schwur des Klägers sprechen gegen Haidlauf, den Spielmann. Er ist schuldig, gegen Egino, den Dienstmann des Königs, Waffe gezückt und ihn verwundet zu haben. Das ist das Urteil, das wir gefunden.“

Kein Zeichen des Beifalls oder von Mißfallen ward laut. Das Schicksal des fahrenden Mannes war entschieden. Alle hielten die Augen auf Herimar gerichtet. Kaum einer aus den Zuschauern wußte, welche Strafe den Spielmann erwartete; denn noch selten war solche Sache vor dem Ding verhandelt worden.

Herimar erhob sich. Ernst lag auf seinen ehrwürdigen Zügen. Er begann:

„Schuldig haben die Schöffen Haidlauf, den Spielmann, gesprochen. Nicht das geschriebene Gesetz, wohl aber das mündliche, wie es überliefert worden, stellt die Strafe. Sie lautet:

„Zückt ein Fahrender Gewaffe gegen einen Freien oder einen Dienstmann des Königs, so soll ihm dieselbe Waffe durch dieselbe Hand, mit welcher er frevelte, gestoßen werden, daß sie drei Daumen dick hinter der Wunde hervorragt. Derjenige, der die Klage erhob, kann Gnade ergehen lassen vor Recht. Was wollet Ihr, Egino?“

„Thöricht wäre es, solchen Frevler ungestraft zu lassen!“ rief Egino höhnisch. „Dieses Halbschwert war es, breit genug zu ewigem Denkzeichen.“

Die Waffe war fast handbreit, und sie mochte die Hand des Spielmanns für immer nutzlos machen für seine Kunst und andere Arbeit. Ein mitleidiges Murmeln ward hörbar; denn niemand hatte solch schwere Strafe geahnt. Egino aber blickte kalt und hohnlachend auf den Verurteilten.

Da hob Herimar wieder die Hand. Noch stand er aufrecht. In seinen Augen blitzte es von gerechtem Zorne. Aber mit starker Willenskraft bezwang er den Unmut ob Eginos Unthat und Härte. Er fuhr fort:

„So muß das Urteil vollzogen werden, bevor die Sonne sinkt, wenn nicht Haidlauf einen Herrn findet,

der ihn in seine Muntschaft nimmt, bevor ich das Ding schließe."

Erstaunt blickten alle auf den Richter. Was konnte das dem Verurteilten nützen? Denn wer sollte diese Gunst einem Fahrenden erweisen.

„Und so frage ich denn Dich, Haidlauf, weißt Du einen Herrn, der Dein Vogt sein will hier vor dem gebotenen Ding, das ich hege an Königs Statt?"

Dreimal wiederholte der Richter laut und deutlich die Frage.

Haidlauf schüttelte traurig den Kopf und antwortete:

„Als ich noch ein Freier war, bedurfte ich keiner Muntschaft, als ich ein Fahrender wurde, ward ich vogelfrei. Wer ist eines Fahrenden Munt? Ich habe keinen Vogt."

Und wieder rief Herimar mit erhöhter Stimme:

„So frage ich den Umstand. Ist ein freier Mann da, unbescholten, vollrechtlich, der Vogt sein will Haidlaufs, des Spielmanns?"

Einige Augenblicke blieb es stille, dann trat Dedi dicht an das Hanfseil heran und entgegnete:

„Ich, Dedi, Sohn des Markgrafen Dedo, ein Vollfreier, will Haidlauf, den Spielmann, in meine Muntschaft nehmen, wenn er mein Höriger werden will."

Laute Zurufe erhoben sich. Das Gesicht Haidlaufs wurde bald rot, bald bleich. Endlich rief er:

„O Herr, Ihr wolltet Euch meiner erbarmen? Ja, Herr, Euch will ich meine Freiheit geben, Euch zugehören mit dem Leibe, mit allem, was ich bin.“

„Tretet in den Kreis, Herr Dedi,“ forderte Herimar den Jüngling auf. „Ihr habet vernommen, welche Klage erhoben worden ist gegen Haidlauf, Euren hörigen Mann. Er steht in Eurem Munt; wollt Ihr hier sein Vogt sein?“

„Ich will es.“

„Gut. Wollt Ihr das Urteil, so die Schöffen gefunden, schelten? Verstehet wohl, nicht um die Strafe, sondern um das Urteil frage ich Euch, Herr.“

Nach einigem Nachdenken entgegnete Dedi:

„Ich will das Urteil nicht schelten.“

Und wieder erhob sich Herimar:

„Nachdem Haidlauf, der hörige Knecht des Herrn Dedi, schuldig gesprochen ist, die Waffe gegen Egino, den Dienstmann des Königs, gezückt zu haben und ihm eine Wunde beibrachte, die nur einen Eingang und keinen Ausgang hat, die kein Bein berührt, so verurteile ich ihn nach dem Gesetze zur Buße von zwei Schilling.“

Ein lauter Wutschrei entfuhr Egino.

„Ich schelte das Urteil, falsch ist es und ungerecht!" schrie er.

„Ungerecht seid Ihr, und ich könnte Buße über Euch verhängen ob des unbedachten Wortes, das Ihr gesprochen. Anders spricht das Ding über den fahrenden Mann, den Rechtlosen, anders über den Hörigen, der in rechter Muntschaft steht," entgegnete Herimar.

„Und wird er nicht bestraft wegen Bruch des Burgfriedens?" fragte Egino wütend.

„Nicht Eure Sache ist es, Klage deshalb zu erheben. Graf Rudolf aber will keine Klage erheben, und, Egino," fügte Herminar scharf hinzu, „vielleicht ist es besser so, nicht nur für den hörigen Mann, sondern auch für Euch. Godbo, nimm den Schild von der Linde, löse den Kreis, das gebotene Ding wird nicht länger geheget," fügte Herimar hinzu und senkte das Schwert in die Scheide, welche ihm am Schwertgurt zur Seite hing.

„Vater Herimar ist der klügste und weiseste Richter im ganzen Gau, und über denselben hinaus ist er als solcher berühmt. Heute hat er wieder bewiesen, daß er mit Recht ein Salomon heißet," sagte Eberhard,

als er mit Friedrich und Dedi die Malstatt verließ und zur Burg zurückkehrte.

„Nimmer hätte ich geglaubt, daß es noch ein Loch gäbe, durch welches Haidlauf hinausschlüpfen könnte. Aber es freut mich, daß er der Strafe entgangen; denn unleidlich ist mir dieser Egino, und gerne sähe ich, wenn der König ihn weit fortschickte, statt ihn in seiner Nähe zu halten," meinte Friedrich.

In diesem Augenblicke schritt Egino an den Freunden vorbei. Er hemmte den Schritt, wandte sich zu Dedi und sagte mit hämischem Lachen:

„Ihr habet einen guten Handel heute gemacht, Herr Dedi, daß Ihr den Spielmann in Eure Muntschaft nehmet!"

„Warum?" fragte Dedi kalt.

„Nun, er mag Euch gute Dienste thun für die zwei Schillinge, so lange es solch ehrlosem Volk gefällt. Aber die Dirne ist doch mehr wert als die zwei Schillinge, und ist der Vater Euch leibeigen und hörig, so ist es die Tochter nicht minder. Ich gebe Euch zehn Schillinge für das Mädchen. Aber Ihr werdet nicht gewillt sein, die schöne Magd aus den Händen zu geben, wie?"

„Ihr habet recht, Egino, wenn Ihr meinet, daß ich sie nicht Euch und keinem andern verkaufe," entgegnete Dedi stolz und abweisend. Dann trat er Egino näher und fügte leiser, daß es die Freunde nicht hörten, hinzu:

„Auch möget Ihr daraus entnehmen, daß ich gewillt bin, meine hörigen Leute zu schützen gegen jedermann, als mein eigen. Und Ihr dürfet glauben, daß ich es besser vermag, als mancher arme Wende es vermocht hat, sein Weib zu schützen bei der letzten Heerfahrt, die wir dort oben machten."

Egino fuhr zusammen. Dann aber lachte er laut auf und entgegnete:

„Ihr habet recht, Herr Dedi, daß Ihr Euer Eigentum wahren wollet." Mit diesen Worten, die nur wenig seine Ueberraschung ob der Worte Dedis zu verbergen vermochten, schritt er weiter. In seinen Augen loderte es aber auf von grimmem Hasse, und knirschend biß er die Zähne zusammen.

Dedi hatte an diesem Morgen zwei dankbare Menschen erworben, aber auch einen Todfeind.

Achtes Kapitel.

Unweit der malerischen Bergstraße, welche den Odenwalde entlang durch die schöne, fruchtbare Gegend führt, lag die reiche und mächtige Benediktinerabtei Lorsch. Ein fremder Heiliger, Nazarius, war ihr Patron, aber unter seinem Schutze war das Kloster außerordentlich gediehen. Andere schoben die Ursache des Segens, der der klösterlichen Gründung in so reichem Maße zu teil geworden, einer besonderen Vorliebe zu, welche von Anfang an Kaiser und Könige der lieblichen Heimstätte weltentsagender Mönche zugewendet. Der große Karl hatte ihr seine Gunst geschenkt, Ludwig der Deutsche, Ludwig der Jüngere, Frau Kunegunda, Konrads I. Gemahlin und andere gekrönte Häupter ruhten in der in reicher Pracht prangenden „bunten

Kirche" des Klosters. Höheren Ruhm aber als diese brachte Lorsch der Held der Nibelungen; denn kein geringerer als Siegefrid, der Degen gut, hatte hier die letzte Ruhestätte gefunden, nachdem ihn Hagens Tücke im nahen Odenwalde schnöde gefällt.

Auch jetzt hatte die Abtei wieder erlauchte Gäste, jedoch keine toten, sondern lebende, in der ganzen Fülle jugendfrischen Daseins stehende Gäste. In dem großen, mit vieler Sorgfalt gehegten Garten, der sich von der Südwestseite des Klostergebäudes in das fruchtbare Land hinein erstreckte, saßen, kurze Zeit nachdem Herr Heinrich das Maienfest auf der Nelloburg gefeiert, zwei Frauen. So wenig die beiden sich im Alter unterschieden, und so gemeinsam ihnen der Liebreiz herzerfreuender Schönheit war, in ihrem sonstigen Aeußern wichen sie sehr von einander ab. Es waren Bertha, König Heinrichs jungfräuliches Gemahl, und Himeltrud, des Zollerngrafen Friedrich allzeit heiteres Schwesterlein.

Wie oft schon hatte die an Gold und aller Habe so reiche und an Liebe so arme Königin ihrem väterlichen Freunde Eppo im Herzen heißen Dank gesagt, daß durch seine Vermittlung die lebensfrohe, schwäbische

Maid, deren Zünglein und Kehle zum Plaudern und Singen schier unermüdlich war, ihr als Gesellschafterin beigegeben worden! Und da Himeltrud nach dem frühen Tode der Eltern kein eigentliches Heim mehr besessen, sie in Bertha viel mehr eine liebtreue Gefährtin denn eine Herrin gefunden, so fühlte auch sie sich glücklich in Frau Berthas Nähe.

Trefflich stand der Jungfrau zu dem lichtblonden Haar, das in reicher Fülle gekräuselt den Rücken hinabwallte, der himmelblaue Schleier. Einmal rund um das zierliche Köpfchen mit den hellblauen Augen und den frischen Wangen geschlungen, fiel er nach der rechten Seite so lang hinab, daß Himeltrud das duftige Gewandstück zierlich auf den Arm nehmen mußte, wenn sie ging. Das faltenreiche rote Kleid schloß sich oben knapp um die vollen Formen, und die an den Oberarmen enganliegenden Aermel, reich mit Borte besetzt, öffneten sich nach unten in verschwenderischer Weite.

Es ging auf Mittag. In dem Garten herrschte eine köstliche Frische; Blütenduft erfüllte die Luft; alles lud ein zum Genuß der schon in üppiger Fülle entwickelten Natur. Ihr Zauber mußte jedes Menschenherz erquicken, erheben, nicht nur solche, denen Sorge

fremd war, wie jenem Himeltruds, selbst auch das von Leid und Harmbe drückte Gemüt der jungen Königin atmete auf und fühlte sich leichter inmitten all des wonnereichen Lebens und Sprießens.

Lautes, fröhliches Lachen, so hell und heiter, wie es an diesem Orte wohl früher nie erklungen, erscholl von dem sorgsam gepflegten Ruheplatz her, auf dem Sessel und Tische für die beiden Frauen standen. Und in der That, das Bild, das sich hier darbot, mußte heiter stimmen, so absonderlich es auch war. Auf dem kurzgeschorenen Rasen tummelte sich ein schöner, großer, langhaariger Hund mit einem noch nicht ausgewachsenen — Bären. Es gehörte zu den Lieblingsvergnügen der deutschen Großen, an ihren Höfen mancherlei Tiere zu halten, die gezähmt und abgerichtet für Kurzweil sorgten.

Gar komisch war das Spiel der beiden Geschöpfe, welche die Natur zu Gegnern gemacht, strenge Zucht aber zu guten Freunden. Auf dem Rücken liegend, erwehrte sich Wido,*) so war der junge Bär genannt worden, der spielenden Angriffe Starkos. Aber immer wieder feuerte Himeltrud den mächtigen Hund an,

*) Wido, der Waldbewohner.

dabei vor Lust in die kleinen Hände schlagend, wenn die beiden, zu einem Knäuel geballt, über den Rasen dahin rollten und kugelten.

„Nun aber laß es genug sein!“ rief Frau Bertha, deren edle, schöne Züge anmutig erhellt worden ob des fröhlichen Spiels und der Freude Himeltruds. „Vergiß nicht, wo wir sind. Der gute Udalrich könnte am Ende doch unwillig werden über den Lärm, und die Zucht seiner Mönche für gefährdet halten.“

Leicht und behende sprang das Mädchen, dem Geheiße der Herrin folgend, furchtlos zwischen die Kämpfenden und sprach befehlend auf dieselben ein. Starko gehorchte sogleich und ließ sich an dem breiten Halsband zu dem Sessel führen, auf dem Bertha ruhte, während Wido faul und träge, als freue er sich der ihm gewordenenen Ruhe, sich lang hinstreckte und mit den kleinen Augen, die ohne jede Falschheit und Wildheit gutmütig blinzelten, den Bewegungen seiner jungen Herrin folgte.

Himeltrud hatte neben Bertha einen Sessel gerückt und eine feine Stickerei zur Hand genommen, die sie mit Goldfäden kunstreich durchzog. Ab und zu blickte sie von ihrer Arbeit auf und schaute forschend

nach der Königin hin. Mit Bekümmernis gewahrte sie, wie deren Züge sich wieder beschatteten, der heitere Schimmer aus ihren dunklen Augen verschwunden war. All ihr Denken war stets darauf gerichtet, der geliebten Herrin ernste Stirne aufzuhellen, zu verhüten, daß jene zu oft ihres Leides gedachte.

„Gestern lehrte mich die Tochter des Starkenburger Vogtes ein neues Rätsel. Wollt Ihr es hören, Herrin?" hub Himeltrud nach einer Weile an, um das Schweigen zu brechen.

„Ich werde es kaum erraten, doch sprich."

„Nicht erraten? Unter zehn entgeht Euch kaum ein einziges, und fast immer muß ich wahrnehmen, daß meine Weisheit Euch schon längst bekannt ist."

„Ich hatte in meinem Leben leider schon allzu viele Zeit, Rätsel zu lösen," erwiderte Bertha mit trübem Lächeln.

Himeltrud antwortete nicht, sondern begann: „Einst wurden drei Frauen in Blumen verwandelt und standen auf dem Felde unter dem freien Himmelszelte. Eine von ihnen durfte, sobald die Nacht gekommen, zu ihrem Manne nach Hause gehen, doch mußte sie, bevor die Sonne wiederkehrte, von ihm scheiden. Eines

Nachts sprach sie zum Manne: ‚So Du morgen auf das Feld hinauskommst und mich pflückest, werde ich erlöst sein.‘ Woran sollte sie nun ihr Gatte erkennen?“

Nachdenkend schaute Bertha vor sich hin.

„Kanntet Ihr es noch nicht?“ fragte Himeltrud erfreut.

„Nein, ich höre es von Dir jetzt zum erstenmale. Doch laß sehen, ob ich es löse.“

Nach längerem Besinnen hub sie wieder an: „Es scheint, daß ich heute schlecht zum raten aufgelegt bin. Wie heißt die Lösung? Woran erkannte er sein Weib?“

„Weil sie die Nacht nicht draußen gewesen, war sie taufrei. Auf den beiden anderen lag noch der Thau.“

„Gut! Dein Rätsel erinnert mich an ein anderes. Höre und rate! Es hat jemand dreißig Meilen zu seinem Freunde und doch sollen beide binnen kurzer Frist ihre Hände aus einem Wasser waschen und an einer Sache trocknen.“

„Heute ist mir das Glück hold. Ich löse das Rätsel so: Beide waschen sich morgens im Tau und lassen sich vom wehenden Winde trocknen. Ist es richtig?“

„Ganz richtig. Weißt Du noch ein anderes?

Himeltrud sann nach, dann erhob sie hastig das Köpfchen und begann: „Von was ist der Rhein so tief, sind die Frauen so lieb, die Wiesen so grün, die Ritter so kühn?“

„Du scheinst an Deiner neuen Freundin einen Rätselschatz gewonnen zu haben. Auch dieses Rätsel ist mir fremd. Wie lautet die Lösung?“

„Von manchem Quell ist der Rheinstrom tief, von hoher Minne die Frauen so lieb, von mancher Wurzen die Wiesen so grün und von starken Wunden die Ritter so kühn. Gefällt es Euch, Herrin?“

„Wohl gefällt es mir,“ entgegnete Bertha freundlich, dann sprach sie leise, die Lippen kaum bewegend: „Von hoher Minne die Frauen so lieb. Was nutzet mir meine hohe Minne?“

Plötzlich erscholl aus nächster Nähe von sonderbar schnarrender Stimme der Ruf: „Ebarhard, Ebarhard! Fridurich! Wido, wild Tier, wild Tier.“

Lachend wandte Himeltrud den Kopf zu dem Rufer, einem Staar, der, sich putzend und wiegend, unweit der beiden Frauen frei auf einem Zweige saß.

„Wo kommst du her? Muno?*) Ist das auch eine Art, die Namen solch edler Herren mit Wido zusammen zu nennen?“

Der Staar sträubte das Gefieder, als weise er jede Rüge zurück. Dann krähte er scharf: „Ebarhard, Himil, Himil, Himiltrud!“

„Bist Du nun zufrieden?“ fragte die Königin milde lächelnd.

Ein rosiger Schimmer überflog die frischen Wangen der Jungfrau, und in ihren blauen Augen glänzte es auf wie eitel Sonnenschein.

„Es ist schon lange her, seitdem Du Nachricht von den Deinen erhieltest, nicht wahr, Himeltrud?“

„Recht lange,“ seufzte die Jungfrau. „Ich fürchte, man vergißt uns gar und läßt uns für immer bei den Mönchen bleiben,“ fügte sie unbedacht hinzu.

„Das könnte sein,“ entgegnete die Königin herbe. Dann fuhr sie fort: „Darum ist es besser, Du kehrest bei Gelegenheit in die Heimat zurück, statt einer Gefangenen gleich meine Einsamkeit zu teilen.“

Himeltrud hatte sich rasch erhoben, glitt neben Bertha auf die Kniee nieder und Auge wie Hand

*) Der Freudige, Fröhliche.

erhebend, rief sie: „O Herrin, verzeiht das unbedachte Wort, das ich gesprochen! Euch verlassen? Nie, nie! Und wenn Ihr mich am Morgen fortsendet, kehrte ich vor Abend wieder zu Euch zurück.“

Bertha strich dem Mädchen mit der feinen Hand sanft über das gescheitelte Haar: „Beruhige Dich, Kind. Nicht gerne ließe ich Dich von mir. Du sollst bei mir bleiben bis einer kommt, der Dir noch reichere Minne bietet, als ich. Nimm die Zither und singe eines Deiner vielen Lieder. Das verscheucht trübes Sinnen.“

Die Aufforderung schien der Jungfrau willkommen. Rasch erhob sie sich, nahm das Saitenspiel vom Tische und ließ ihre Finger geschickt über dasselbe hingleiten. Dann sang sie mit angenehmer Stimme:

„Von mir aus treuem Herzen
Sag ihm so viele Liebe,
Als jetzt gekommen Laubes;
Sag ihm von meiner Minne,
Soviel der Vögel Wonne;
Soviel der Wurzen und der Blumen.
Sag ihm auch alle Ehren,
So ich ihm thun will.“

In diesem Augenblicke und bevor die Jungfrau

fortfahren konnte, stieß Starko ein kurzes Gebell aus. Auch Wido hob ein wenig die spitzen Ohren, ließ sich jedoch in seiner Ruhe nicht weiter stören. Ein leichter Schlag von Berthas Hand auf den mächtigen Kopf des Hundes beschwichtigte diesen, und er schlug sogar den Boden mit dem buschigen Schweif, als er den Nahenden erkannte. Es war Udalrich, das Haupt der Abtei Lorsch.

Manche Sorge um seines Klosters Wohlfahrt und des eigenen Leibes Schutz gegen mächtiger Gegner Uebergriffe hatte des Abtes Kurzhaar schneeig gebleicht. Nun aber lag auf seinem Gesichte der Ausdruck inneren Glückes und Zufriedenheit; denn der gefährlichste Feind seines Klosters, Bischof Adalbert von Bremen, den es auch nach dieser reichen Abtei gelüstet, war gestürzt. Auf einen Stock leicht gestützt — ein Sturz mit dem Pferde hatte ihm vor einigen Jahren das rechte Bein gebrochen — humpelte der Abt heran.

Kaum war Himeltrud seiner ansichtig geworden, als heller Uebermut ihr aus den blauen Augen blitzte.

„Kennt Ihr schon das neueste Kunststück Widos, Herrin?“ fragte sie schalkhaft lächelnd die Königin.

Dann nahm sie rasch von einem seitwärts stehenden Tische, auf dem das Frühstück aufgetragen worden, ein Stück Brot, bestrich es dick mit Honig und näherte sich dem Bär.

„Wido mag nachher seine Kunst zeigen, wenn Udalrich wieder fort ist," meinte Bertha.

„O, Herrin, gerade wegen des Abtes soll Wido zeigen, was ich ihn mühsam gelehrt; denn den wird es freuen."

Die Königin nickte. Himeltrud ließ Wido den süßen Duft seiner Lieblingsspeise wittern, so daß dieser in Lustbegierde mit der schwarzen, runzeligen Nase schnopperte.

„Nichts da, erst verdienen. He, Wido, auf! Schön, Wido, wie macht Herr Udalrich? Wacker, Wido, wie macht Herr Udalrich? Vorwärts!"

Mit diesen Worten reichte die Lose dem Bären einen Stock hin. Schwerfällig erhob sich Wido, ergriff mit der rechten Tatze den Stab, warf noch einen sehnsüchtigen Blick nach der in Aussicht stehenden Belohnung und humpelte dann aufrecht, das rechte Bein etwas nachschleppend, über den Rasen hin, genau so, wie der Abt mit schwerem Gange jetzt nahe gekommen.

„Schön, Wido, guter Wido,“ munterte Himeltrud an.

Im ersten Augenblick hatte die Königin ihren Augen nicht getraut. Dann aber rief sie: „Himeltrud, Himeltrud, Du böses Kind, Du — —“ Weiter kam sie nicht. Hellauf lachte sie, und ernstlich sträubte sie sich gegen die allzu mächtig aufsteigende Lachlust. Aber es nützte nichts. Zu drollig war das Bild, das liebliche Mädchen neben dem plumpen Tiere, das mit wichtiger Würde, als wäre es sich bewußt, wen es darstellen sollte, über den Rasenplatz am Stabe hinkte.

Immer noch lachte die Königin, aber sie warf doch einen besorgten Blick nach dem Abte hin. Udalrich war stehen geblieben und betrachtete staunend das sonderbare Paar.

Dann brach er in ein so herzliches Lachen aus, daß er sich mit beiden Händen die Seiten halten mußte und Thränen ihm in die gutmütig schauenden Augen traten. Da ließ auch Frau Bertha beruhigt ihrer Heiterkeit freien Lauf. Seit sie Königin geworden, hatte sie noch nie so aus Grund des Herzens lachen können.

Endlich rief sie: „Nun laß es gut sein, Himel-

trud! Udalrich, Ihr werdet der Uebermütigen, wenn sie demnächst zu Euch beichten kommt, die nötige Strafe auferlegen."

„So möge Himeltrud uns sagen, wer ihrem Spielgesellen dieses Kunststück beigebracht."

„Wer anders als ich selbst?" entgegnete Himeltrud ruhig, die unterdessen Wido den süßen Lohn gereicht, den dieser mit Behagen schmauste. Hierauf nahm die Jungfrau den Stab in ihre rechte Hand und humpelte, wie Udalrich hinkend, über den Rasen hin in so drolliger Weise, daß Bertha und der Abt von neuem hellauf lachen mußten.

„Das habe ich Wido oft genug vorgemacht, bis er es konnte," belehrte Himeltrud die beiden.

Auf einen Wink der Königin nahm der Abt Udalrich auf einem der Sessel Platz.

„Was bringt Ihr mir, Udalrich?" fragte jetzt Bertha.

„Zuvörderst meinen Morgengruß und sodann die Frage, ob Ihr Wünsche und Befehle heute für mich habet, Hoheit."

„Ich danke Euch, Udalrich, Ihr seid so gut und aufmerksam gegen mich, daß ich fürchte, böse Menschen,

Neidharte, werden Euch bei meinem Herrn, dem Könige, verleumden."

Udalrich zuckte gleichmütig die Achsel.

„Sorgt darum nicht, Herrin. Meine Feinde haben gesehen, daß ein Abt von Lorsch mit seinen zwölfhundert Vasallen und Ministerialen so leicht nicht einzuschüchtern ist, und seit dem Tag von Trebur, wo ich Euch, Herrin, zum erstenmale sah und auf dem Heimweg das Bein brach, wiewohl es doch ein wahrhaft glücklicher Tag war, hat mir Herr Heinrich seine Gunst so ehrlich zugewendet, daß ich vor seiner Ungnade nicht bange. Er weiß, daß ich treu zu ihm und Euch stehe, und mit den Bischöfen, die ihm zuwider sind, keine Gemeinschaft habe."

„Wäre er doch von meiner Lieb und Treue ebenso überzeugt," entgegnete Bertha traurig.

„Das wünscht Keiner mehr als ich," erwiderte der Abt mit Wärme.

„Ich hoffe immer noch, daß alles sich zum Besten wendet," fügte er hinzu.

„Und glaubt nicht, was Ihr hofft. Nie litt ein Weib unschuldiger als ich, und nie schmerzlicher unter dem Hasse ihres Gatten; denn ich liebe Heinrich mehr

wie mein Leben. Ihr wißt, wie ich schon als Kind an seines Vaters Hof kam. Gleich Geschwistern wuchsen wir neben- und miteinander auf, unsere Freuden, unsere Spiele und unsere kleinen Leiden teilend. Wir wußten nichts davon, daß Kaiser Heinrichs Staatsklugheit uns zu Mann und Frau bestimmt. Ich, der mächtigen Adelheid, der hochangesehenen Markgräfin von Susa und Turin einziges Kind, sollte durch meine Hand und mein Erbe dem deutschen Herrscher festen Fuß jenseits der Alpen geben. O, daß uns Gott den herrlichen Mann erhalten hätte! Wie anders wäre dann mein Los, viel glücklicher dann mein königlicher Gemahl. Aus seiner Hand hätte er mich gern genommen, zumal auch er mich liebte von Kindheit auf. Dann aber, als der Tod ihm den Vater allzu früh geraubt, trennte man uns, und nur zeitweilig sahen wir uns wieder. O, und allemal mußt' ich mit Schmerz erkennen, daß jene, die den edlen Jüngling, dem seltene Geistesgaben von dem Vater überkommen, zu erziehen übernommen, in ganz unrichtiger Weise ihn zum Manne machen wollten. Gerne will ich glauben und glaub' es auch, daß niemand schlimme Pläne hegte und in böser Absicht den

stolzen Jüngling falsch erzog. Aber, Udalrich, wenn ich hassen könnte, ich wüßte, wen ich hassen müßte für all das Böse, das sie Heinrich angethan. Wem die Jugend ward verkümmert, dem raubte man den schönsten Teil des Lebens, und leicht verhärtet sich das Herz, dem allzu kärglich Liebe ward gegeben. Nicht einer unter allen, die ihm nahe standen, kennt Heinrich so, wie ich ihn kenne. Und weil sie ihn nicht kannten, ward er vielfach falsch behandelt. O, daß der Vater ihm geblieben! Mein königlicher Gemahl wäre ein Herrscher geworden, den man den größten Männern auf dem deutschen Throne zugesellen müßte."

Des Abtes Augen ruhten wohlgefällig auf der königlichen Frau. Wie kleidete sie so schön die edelmütige Liebe zu dem Manne, der ihr, seitdem er ihr auf Geheiß der Fürsten die Hand zum Ehebund gereicht, nie ein zärtlich Wort gegönnt. Abt Udalrich war unter den erlauchten und hohen Gästen gewesen, die vor nunmehr fast drei Jahren zu Trebur an der Hochzeit des Königspaares teil genommen. Auch er, der Mönch, hatte damals die liebliche Schönheit der Braut bewundert. Und all der Kummer, all der

Schmerz um des Gatten unverdiente Lieblosigkeit war nicht im stande gewesen, den Zauber ihrer Erscheinung zu schmälern. Ihre hohe, schlanke Gestalt mit den zarten jungfräulichen Formen ward noch gehoben durch die malerische Gewandung. Ueber das lange weiße Unterkleid mit roter Borte fiel das kürzere himmelblaue Obergewand mit langen, weiten, weißgefutterten Hängeärmeln. Dreifacher Rand, der erste zinnoberrot mit goldenen Scheibchen besetzt, der zweite goldgelb, der dritte weiß, verzierte sie. Rote Schuhe, reich mit Gold und Perlen bestickt, umschlossen den zierlichen Fuß. Der von Gold durchwirkte Schleier, ein feines weißes Gewebe, schlang sich turbanähnlich um das reiche braune Haar, gehalten von einem schmalen Goldreif. Die milden Züge waren von edlem Schnitt, und in den von Schwermut leicht verschleierten dunklen Augen lag Güte, Geist und sinniges Gemüt.

„Wie thöricht Heinrich ist, ein solches Kleinod nicht zu schätzen, wie es verdient, und sich selbst in starrem Eigensinn zu schädigen,“ dachte Herr Udalrich in diesem Augenblicke.

Eine leichte Röte flog über Berthas Antlitz, als habe sie den Gedankengang des Abtes erraten. Nach

einer Weile fuhr sie fort: „Im Laufe der Zeit waren wir uns fast fremd geworden. Ich hatte Heinrich nicht vergessen. Zur Jungfrau erwachsen, war meine Liebe zu ihm nur noch inniger geworden. Wie freute ich mich des Tages, an dem ich ihm noch viel mehr werden sollte als Jugendgespielin, als Schwester! Doch wie erschrak ich, als er zum erstenmale zu Würzburg bei der Krönung sich mir wieder nahte. Finster blickte sein mächtiges Auge, und mit Mißtrauen betrachtete er alle Welt, auch — mich. Nicht einen lebensfrohen Jüngling, dem eine große, herrliche Zukunft winkte, und der mit Selbstvertrauen und mit Vertrauen auf die Menschen den ersten Thron der Welt besteigen sollte, sah ich; nein, einen Mann, prangend in Kraft und Jugendschöne, doch mißmutig, argwöhnisch, auf der hohen Stirn eine Falte, wie sie des Lebens Bitterkeit sonst erst in späteren Jahren gräbt. Fast in jedem Menschen sah er einen Feind, einen Gegner, der ihn belauerte, um jede Handlung schlecht zu deuten. Wenn er die Männer sah, die Fürsten, die ihn, den Königssohn beherrscht, als seien sie die Herren in deutschen Landen, dann — o mir entging nichts an ihm — dann ballte er die Faust, biß

auf die Zähne, aber verriet den Groll des Innern nicht. Und nur zu bald gewahrte ich, daß er auch mich haßte. Unfaßbar blieb es mir bis zur Stunde, wie er in mir eine Feindin sehen kann, die Genossin seiner Gegner. War es meine Schuld, daß die Fürsten sich um mich, viel mehr als mir erwünscht, bemühten? Als unser Ehebund zu Trebur damals im Juli geschlossen worden, sprach er zu mir mit Kälte, fast mit Hohn: ‚Königin seid Ihr geworden, dazu haben Eure guten Freunde Euch verholfen und mich gezwungen. Mein Weib werdet Ihr niemals werden. Jene haben ihre Reihen durch Euch verstärken wollen. Es ist geschehen; wie ich es halten werde, sollt Ihr sehen.‘

„Erschrocken ob der herben Bitterkeit seiner Rede, fand ich kaum Worte, seinem Argwohn entgegenzutreten. Was ich sagte, kam mir aus treuem, vollem Herzen, doch wirkungslos blieb, was ich sprach. Die Jahre, welche folgten, brachten keine Besserung. Nur dann, wenn höhere Gründe es erfordern, gönnt er mir seinen Anblick. Doch nur widerwillig folgt er dem Zwang, und keine Stunde zaudert er, die ihm verhaßte Gattin wieder zu verlassen.“

„Habt Ihr später nicht versucht, seine Zuneigung zu gewinnen? Viel vermag ein liebevolles Wort und Demut des Weibes über der Männer harten Sinn.“

„Ob ich es that! Es ward mir leicht, und gerne beugte ich den Stolz, weil ich ihn liebte und mich frei von jeder Schuld fühlte. Doch nutzlos blieb jedweder Versuch. Was ich bei Heinrich erreichte, war nur vermehrte Kälte und noch gesteigertes Mißtrauen.“

Das Knurren Starkos verriet, daß sich jemand nahe. Udalrich wandte sich und gewahrte einen Klosterbruder, der in geziemender Entfernung stehen blieb und der Anrede seines Abtes wartete.

„Gestattet, Herrin, man bringt mir eine Meldung,“ sprach Udalrich und trat zu dem Mönche. Die wenigen Worte, die dieser halblaut flüsterte, schienen jedoch von großer Wichtigkeit zu sein; denn so rasch es sein lahmes Bein gestattete, eilte der Abt zu den Frauen zurück und rief: „So ist es also doch wahr, was ich nur für ein falsches Gerücht hielt und Euch darum auch nicht mitteilte. Der König ist in Frankfurt angekommen.“

„Heinrich in Frankfurt?"

„So ist es und noch mehr. Graf Eppo von der Nelloburg und Dedi, des alten Markgrafen Dedo Sohn, harren drinnen im Kloster der Erlaubnis, vor Euch Herrin zu erscheinen. Wollt Ihr sie hier oder in Euren Gemächern empfangen?"

„Graf Eppo hier? Das ist gute Kunde. Wie freue ich mich, den treuen Freund zu sehen! Laßt ihn sogleich hierher kommen."

Udalrich entfernte sich, die Genannten selbst herbeizuführen.

„Nun?" fragte Bertha und warf einen fragenden Blick auf Himeltrud.

„O, Herrin, Ihr könnet Euch kaum mehr freuen, als ich, Eppo wiederzusehen, ihn, der Vaterstelle an mir vertrat."

„Kennst Du Dedi näher?" fragte Bertha.

„Wie Ihr wißt, Herrin, gehört er zu den Vertrauten des Königs. Mit Friedrich, meinem Bruder, und Eberhard, meines Oheims Sohn, ist er eng befreundet, sie sind Schwert- und Trautgesellen. Sehr freue ich mich, auch ihn wiederzusehen; denn er ist herzensgut und von treuer Sinnesart."

Die Königin nickte schweigend. Sie beschäftigte sich mit der Frage, was Eppo zu ihr führe, warum der König für sie so unerwartet jetzt nach Frankfurt gekommen. Es blieb ihr nicht lange Zeit, hierüber nachzudenken; denn schon führte Udalrich die Gemeldeten herbei.

Eppo beugte, wie auch Dedi, ehrerbietig das Knie vor der Königin, die dem Grafen rasch die Hand hinstreckte und beiden das Zeichen gab, sich zu erheben.

„Ich freue mich, Euch, Graf Eppo, hier zu sehen. Auch Euch, Herr Dedi, heiße ich willkommen. Was führet Euch nach Lorsch?"

„Des Königs Befehl und nicht minder auch die Sehnsucht, Euch, Herrin, wiederzusehen," entgegnete Eppo herzlich und doch in sichtlicher Befangenheit.

„Und welche Botschaft gab Euch mein Herr und Gemahl für mich?" fragte Bertha, dem Grafen forschend in die Augen schauend.

„Ein Geheimnis ist es nicht oder wird es doch für die, welche es noch nicht wissen, nicht lange mehr sein, und dennoch bitte ich, meines Auftrages mich vor Euch alleine entledigen zu dürfen."

„Ich fürchte Schlimmes,“ rief Bertha. „Hindert Euch auch Abt Udalrich?“

„Nicht mich, Herrin. Wenn Ihr es wollt, so ist mir seine Nähe selbst erwünscht.“

„So bleibt, Herr Abt. Ihr, Herr Dedi, habt Himeltrud sicher viel Neues zu erzählen. Seht, sie brennt vor Ungeduld. Ergehet euch im Garten.“

Die beiden entfernten sich. Als Dedi glaubte, Schritte hinter sich zu hören, wandte er sich und sah zu seinem Staunen den Bären, der einem treuen Hunde gleich Himeltrud gefolgt war.

„Wie freue ich mich, Euch hier zu sehen,“ hub die Jungfrau herzlich an und streckte Dedi ihre Rechte hin, die dieser mit leuchtendem Blicke und warmem Druck ergriff. „Hoffentlich reiset Ihr nicht heute wieder ab. Welche Kunde bringet Ihr von meinem Bruder und von Eberhard?“

„Sie weilen leider nicht in Frankfurt, von wo es ihnen leicht sein würde, Euch zu besuchen. Beiden wurde ein königlicher Auftrag, der sie noch einige Zeit von hier fernhalten wird.“

„Aber Ihr bleibet doch in unserer Nähe, vielleicht in Trebur?“

„Auf Befehl des Königs werde ich die nächste Zeit hier in Lorsch bleiben, um jedes Auftrages, den die Königin für mich hat, oder Botschaft, welche Heinrich mir für Bertha sendet, gewärtig zu sein.“

„Das ist schön! Das ist gut!“ rief Himeltrud und klatschte freudig in die Hände.

Eine leichte Röte überflog Dedis Wangen, und ein glückliches Lächeln umspielte seinen sonst stets ernsten Mund.

„Und woher glaubt Ihr, daß ich komme, Himeltrud?“

„Wer kann das von Euch ruhelosen Landfahrern erraten?“

„Ich will es Euch sagen. Just von der Nelloburg.“

„Von der Nelloburg? Wie ich Euch beneide! Was führte Euch dorthin?“

„Wir haben alle, auch der König, das Maifest dort gefeiert.“

„Das Maifest! O, ihr Glücklichen! Nun erzählet, viel, alles, denn zu viel kann es nimmer für mich werden.“ —

„Und jetzt berichtet mir, was führt den König so unerwartet nach Frankfurt,“ fragte Bertha, nachdem sie beide Männer zum Sitzen eingeladen.

„Es ist bezweckt, in allernächster Zeit, vielleicht schon in wenigen Tagen, zu Mainz Fürstentag und Synode zu halten.“

„Schon wieder Krieg? Oder welche Gründe haben den König bewogen, die Fürsten zu versammeln?“

„So wißt Ihr also wirklich noch nicht, was Ihr doch wissen müßt? Der Fürstentag soll sich mit Eurem Ehebunde beschäftigen.“

„Was geht die Fürsten unsere Ehe an?“ fragte Bertha erstaunt.

„Heinrich wünscht, daß die Ehe zwischen Euch und ihm gelöset werde,“ entgegnete Eppo ernst und schmerzbewegt.

Mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen, als habe plötzliches Entsetzen sie gelähmt, starrte die Königin den Sprecher wortlos an. Ihr feines Antlitz bedeckte Todesblässe. Wie Stütze suchend preßte sie die zarten Hände fest auf die Lehne ihres Sessels. Es schien als habe sie die Gegenwart der beiden Männer ganz vergessen.

Eine unheimliche Stille war eingetreten, und beklommen schaute Eppo auf die schwer geprüfte Frau.

„Beim Himmelsherrn, verhängnisvoll ist die Bot-

schaft, die Ihr bringt, Herr Graf! Wahrlich, ich wünschte, Ihr hättet nie den Weg hierher gefunden, und wäre mir bekannt gewesen, was Euch nach Lorsch geführt, ich würde Euch den Eintritt in mein Kloster nicht gestattet haben," rief Udalrich mit zornig blitzendem Auge.

„Glaubt Ihr, ich hätte diesen Botendienst gerne übernommen?"

„Gerne oder nicht gerne, Ihr durftet ihn überhaupt nicht übernehmen. König Heinrich ist, bei Gott, nicht reich genug, mir einen Botenlohn zu bieten, für den ich das gethan."

„Daß Ihr so denkt, Herr Abt, habe ich erwartet, und dennoch freut es mich, aus Eurem Munde die Bestätigung zu hören," entgegnete Eberhard und suchte die Hand Udalrichs zu fassen. Doch dieser zog die seine kalt zurück.

„Worte, schöne Worte," murmelte er unversöhnt.

„Leicht ist es, Königen und Fürsten in dem zu dienen, was man selbst gerne thut. Doch die wahre Treue und die echte Freundschaft schreckt auch vor schwerem Opfer nicht zurück."

„Die Treue ist nicht wahr, und nicht echt kann

die Freundschaft sein, die mit Unrecht sich verbindet, die Unschuld zu unterdrücken," fuhr der Abt unbeirrt fort.

„Laßt es gut sein, Udalrich, doch kränkt den Grafen nicht. Er thut, was seines Dienstes ist," begann die Königin, die ihre Fassung wiedergewonnen, mit hoheitsvoller Würde, doch hart und kalt. „Ihr seid noch nicht zu Ende, Graf Eppo. Was trug Euch der König weiter auf? Sprecht, ich will alles hören, wenn es auch aus Eurem Munde mich doppelt schmerzlich trifft."

„Bertha!" rief Eppo.

„Nicht diesen Ton! Noch bin ich Eure Königin und diese seht fortan allein in mir. Und wisset, nie, niemals werdet Ihr das Ziel erreichen, das die Krone all meiner Schmach bilden würde."

„Kein Wort kommt weiter über meine Lippen, bevor nicht dieses Mißverständnis klar gelegt!" rief Eppo, sich von seinem Sitz erhebend.

„Mißverständnis?" fragte die Königin. „So verstand ich Euch falsch."

„Leider nein, doch bitteres Unrecht füget Ihr mir zu, wenn Ihr glaubet, ich stände auf des Königs

Seite gegen Euch. Ich, der ich Euch als Kind aus dem sonnigen Süden nach Deutschland führte an Kaiser Heinrichs Hof und der ich Euch stets wie ein Freund, ein Vater nahe stand?"

„Wahrlich, das thatet Ihr und darum traf es mich wie mit Keulenschlag, daß nun auch Ihr zu meinen Feinden zähltet."

„Es ist nicht das geringste Unrecht, das Heinrich an Euch verschuldete, daß Ihr, so jung noch, schon den Glauben an treue Menschen einbüßen wolltet. Nein, Herrin, wenn mir denn verwehrt sein soll, Euch mit jenem Namen zu nennen, der mir gestattet ward, weil ich Euch näher stand als einer, nein, Herrin, ich stehe nicht in dieser Sache auf des Königs Seite. Vor mir verhehlte er seine unheilvolle Absicht, bis daß es nicht mehr länger sein konnte und alle Schritte schon geschehen, die ich, noch nicht gethan, verhüten hätte können, weil er wußte, daß er niemals meine Zustimmung zu dem unglückseligen Gedanken erlangen würde. Und als es jetzt sich darum handelte, Euch von der beabsichtigten Lösung der Ehe zu unterrichten, da forderte ich, daß der König mich zu Euch sende. Er weigerte sich, weil er einen schlechten Sachwalter

in mir sah. Doch ich gab ihm die Wahl, entweder mich für immer seines Dienstes zu entlassen, oder mir die Botschaft aufzutragen; denn ich wollte nicht, daß ein Fremder, ein Mann, dem Euer Glück und Wohlfahrt gleichgiltig ist, vor Euch trete mit des Königs schlimmer Nachricht. Nun wißt Ihr, warum Eppo den bitter-schweren Gang gethan, und verurteilt ihn, wenn Ihr es könnt."

„Dem Himmel sei gedankt, daß diese harte Täuschung mir erspart geblieben! Verzeihet, Eppo, daß ich Euch verkennen konnte. Zu teuer seid Ihr mir geworden, als daß Verrat von Eurer Seite, der ich Euch für den treuesten aller Männer immerdar gehalten, mich nicht doppelt schmerzlich hätte treffen sollen," sprach Bertha mit Wärme nnd reichte dem Königsboten ihre Rechte.

„Gebt mir Eure Hand, Graf Eppo, wenn ich auch soeben noch Euch die meine wehrte. Wahrhaftig, viel lieber ist mir, daß ich Unrecht Euch gethan, als wenn ich mit Recht einen ehrlosen Mann und feilen Diener in Euch hätte sehen müssen!" rief der Abt und schüttelte kräftig die dargereichte Hand.

„Und nun, Eppo, verhehlet mir nicht länger das

unsagbar Traurige. Noch vermag ich das Entsetzliche nicht zu fassen, und wiederholen müßt Ihr Eure Worte, wenn ich glauben soll, daß mein Ohr nicht mißverstanden," forderte die Königin auf.

„Leider habet Ihr mich recht verstanden. Laßt mich unumwunden alles Euch berichten, was ich selber weiß."

Die heißen, trockenen Augen auf den Grafen gerichtet, der seine Erzählung von jener Stunde an begann, wo er auf der Reichenaue aus des Königs Mund zuerst von dessen Absicht Mitteilung erhalten, horchte Bertha in steigender Bewegung. Zuweilen rang sie schmerzdurchbebt die weißen Hände, drückte die Rechte auf das mächtig pochende Herz und doch auch jetzt noch immer jene hoheitsvolle Würde wahrend, die ihrer lieblichen, jungfräulichen Erscheinung seltenen Zauber lieh.

Eppo hatte seinen Bericht beendet. Schweigen trat ein, das die beiden Männer nicht zu stören wagten. Die Königin senkte das bleiche Antlitz in die Hand und verharrte bewegungslos. Zornig umklammerte Abt Udalrich den Stab in seiner Hand; an etwas mußte er dem in ihm kochenden Unmute Ausdruck geben.

Bertha richtetete sich auf.

„Und was verlangt der König? Will er auf seine Botschaft von mir Antwort wissen?“

Eppo nickte schweigend.

Die Königin hatte sich erhoben.

„Nun, so saget Heinrich, daß keine Macht der Erde, nicht die Fürsten und die zu allerletzt, nicht die Kirche das Bündnis lösen kann, das uns auf ewig aneinander schließt. Nie, niemals werde ich in seine Forderung einwilligen, nie werde ich mich selbst entehren! Das ist die Antwort, die Ihr dem Könige bringt von Bertha, von seinem Ehegemahl.“

„Und das ist die einzig richtige Antwort, Herrin,“ rief der Abt leuchtenden Auges. „Und wenn Ihr den Herrn Bischof von Mainz sehet, so dürfet Ihr ihm von mir sagen, manches dünkte mir schlecht, was er gethan, nichts aber schlechter als die Hilfe, die er dem Könige hierin geleistet.“

„Ich habe dem Könige versprechen müssen, Euch auch noch das Weitere zu sagen. Ihr solltet wohl bedenken und erwägen, was Ihr beschlösset. Nie würde er in Euch die Gemahlin sehen, fremd, wie Ihr Euch vom ersten Tage an gewesen, würdet Ihr einander

bleiben. Wenn auch die Fürsten, was er jedoch nicht fürchte, auf seinen Wunsch nicht eingingen, so ändere dieses nichts; denn nicht die Fürsten seien jetzt mehr die Herren im deutschen Reiche, er sei der König. Auch habe er Botschaft aus Rom, daß der Papst nicht abgeneigt sei, die Ehe zu lösen. Ihr wäret jung, schön und reich und würdet leicht an der Seite eines anderen Gemahls finden, was er Euch niemals bieten könnte."

„Kann der Papst unsere Ehe lösen gegen meinen Willen?" frug Bertha den Abt.

„Nein, denn es liegen keine Gründe vor, die ihm dazu gegen Euren Wunsch das Recht geben."

„Und wenn aber Bischof Siegfrid es dennoch in Rom dahin gebracht hätte, den Papst für Heinrichs Wunsch willfährig zu machen?" meinte Eppo besorgt.

„Dann müßten Gründe, Ursachen angegeben worden sein, die sich als irrig erweisen, wenn die Königin auf deren Prüfung bestände. Ihr allein, Herrin, habt es, wie mir scheint, in der Hand, des Königs Willen zu erfüllen."

„Was auch immer Heinrich von mir verlangte, alles gewährte ich ihm, nur dieses nicht," entgegnete

Bertha fest und bestimmt. Dann sich zu Eppo wendend, fuhr sie fort:

„Was gedenket Ihr jetzt zu thun?“

„Noch heute trete ich die Rückreise nach Frankfurt an, berichte dem Könige über den Auftrag, den er mir ertheilt und werde dann, so er mir Urlaub gibt, mich nach Mainz begeben, um diejenigen Fürsten, bei denen ich aus langer Freundschaft Geltung habe, zu bewegen, dem Könige nicht zu Willen zu sein.“

„Das wolltet Ihr, Eppo?“ fragte Bertha, erfreut ob der Treue des Grafen.

„Der König weiß, daß ich diese Absicht hege, und er weiß auch, daß es meine Liebe zu ihm ist, die mich gegen seinen verhängnißvollen Wunsch auftreten läßt. Er ist viel edler, als ihn seine Gegner schildern; denn so unlieb ihm auch mein Widerstand ist, er grollt mir deßhalb nicht.“

„Warum, o sagt mir, warum vermöget Ihr denn nicht, da Heinrich doch so fest auf Eure Treue bauet, ihn zu überzeugen, daß er mir furchtbar Unrecht thut, daß kein Mensch auf Erden, auch nicht seine Mutter, ihn so liebt, wie ich ihn liebe?“ rief die Königin schmerzdurchbebt.

„Das hängt allzueng zusammen mit dem Unsegen seiner Jugend, der, Gott mag es wenden, ihm zum Fluche zu werden droht. Er sieht in Euch das Werkzeug, die Genossin derjenigen deutschen Fürsten, weltliche wie geistliche, die er in unversöhnlichem Grimme haßt. O glaubt mir, daß ich keine Worte, keine Mühe sparte, um ihm zu zeigen, daß er irre, daß Ihr zu ihm, nicht zu jenen stehet. Doch umsonst. Ich hege kaum noch Hoffnung, daß es sich zum Bessern wende.“

„Auf Menschen nicht, auf einen Höheren setzt Euer Hoffen. Größere Dinge, als nur ein Menschenherz zu ändern, hat seine Macht erreicht,“ sprach Udalrich.

„Lebt wohl, Eppo. Ich danke Euch für Eure Treue. Bevor Ihr Frankfurt oder unsere Gegend wieder verlasset, möchte ich Euch noch einmal sehen. Jetzt wünsche ich allein zu sein.“

Die beiden Männer erhoben sich und schritten dem Kloster zu. Die Königin sank auf den Sessel zurück. Was ihr bis jetzt der herbe Schmerz versagt, trat nun wie eine Linderung ein. Thränen füllten ihre Augen; sie konnte weinen.

Eine geraume Zeit schritten Eppo und Udalrich

schweigend nebeneinander her. Ihre Gedanken weilten noch bei der Königin, und Mitleid erfüllte nicht weniger das Gemüt des Mönchs, wie das Herz des schwäbischen Edelings. Sie hatten den Garten hinter sich und gingen durch die lange, hohe Durchgangshalle, welche die Kirche mit dem eigentlichen Klostergebäude verband und mit ihrem reichen, bunten Getäfel aus farbigen Steinen, rotem und weißem Marmor, mosaikartig bekleidet, einem morgenländischen Bauwerke glich. Zwischen den mit Akanthusblättern, Schnecken und anderem architektonischem Schmuckwerk reich verzierten schlanken Halbsäulen ließen die offenen Bogen den Blick frei in den inneren Klosterhof. Hier stand auf einer alleinstehenden Säule das Brustbild eines Mannes. Eine Aufschrift in lateinischer Sprache und silbernen Buchstaben gab an, daß sie das getreue Bildnis des großen Kaisers Karl, zu seinen Lebzeiten verfertigt, darstelle.

Vor dieser Statue standen drei Männer in Reisekleidern. Ihre Gewandung zeigte fremden Schnitt; doch verriet sie, daß ihre Träger dem geistlichen Stande angehörten.

Erstaunt schaute Udalrich auf die Fremden, deren

Ankunft ihm nicht gemeldet worden. Plötzlich hemmte er den Schritt und griff unwillkürlich nach dem Arme seines Begleiters, der, verwundert ob der sichtlich starken Bewegung des Abtes, diesen fragend anblickte.

Die Augen des Abtes hatten sich weit geöffnet; er schien der eigenen Sehkraft nicht zu trauen. Unbewußt entrang sich seinem Munde ein Ausruf, den Eppo nicht verstand.

„Wer sind die Fremden, die Eure Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehmen?“ frug er.

„Beim hohen Himmelsherrn, König Heinrich und Bischof Siegfrid haben rasch Erfolg gehabt! Seht doch, einer von diesen dort muß Euch auch bekannt sein, oder ein Trugbild hält mich mit unheimlichem Zauber gefangen. Erkennt Ihr den kleineren von den dreien nicht? Wer auch der dritte, den ich nie gesehen, sein mag, jener ist der größte unter ihnen, wenn auch an Körperbau der kleinste.“

In diesem Augenblicke wandte sich der Fremde der Halle zu, so daß seine Züge deutlich zu erkennen waren.

„Bei Gott, das ist ja Hildebrand, der allvermögende Archidiakonus!“ rief Eppo.

„Also erkennt auch Ihr ihn? Und wißt Ihr, wer der andere ist, der große, hagere Mann mit den fleischlosen Zügen und dem unerbittlich strengen Auge? Das ist Petrus Damiani."

„Der Kardinalbischof?"

„Ja, er ist es, der Einsiedler von Fonte Avellana, der Schrecken aller Simonisten, der mit eherner Rute die Kirche reinigen will von jenen, die nicht würdig sind, sich Diener des Herrn zu heißen, und der nicht vor Bischöfen, selbst nicht vor dem Papste schweigt, wo er zu rügen findet."

„Was führet die nach Deutschland, was suchen sie in Lorsch?"

„Vielleicht erfahren wir es, vielleicht aber auch nicht, denn weder Hildebrand noch Damiani sind mittheilsam, wo sie nicht sprechen wollen. Doch ich werde sprechen. Sie, die beiden Männer der Kirche, sie sollen von mir hören, welch Unrecht man der Königin zufügen will. Ich werde nicht schweigen, selbst dann nicht, wenn sie die Ehescheidung schon in ihrer Reisetasche trügen. Doch kommt, wir wollen sie begrüßen. Mich treibt die Ungeduld, zu wissen, ob wir Gegner oder Verbündete in den hohen Herren zu sehen haben."

Beim Klange der Schritte der Nahenden wandten sich die Fremden.

„Welch hohe Ehre für mein Kloster! Gott zum Gruße und Willkomm biete ich euch, ehrwürdige Männer, in der Abtei Namen, zu deren Vorsteher mich die Gnade Gottes unverdient berufen. Was Lorsch euch zu bieten vermag, das steht zu Diensten,“ begann Udalrich mit ehrerbietiger Verbeugung.

„Nicht lange werde ich Eure Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, doch danke ich darum nicht minder für den guten Willen,“ entgegnete Hildebrand, den Gruß des Abtes kurz erwidernd. Dabei schweifte sein mächtiges Auge, dessen Ausdruck fast zu stark für den sonst so unscheinbaren Körper war, flüchtig den Grafen. Keine Miene verriet die Gedanken seines Innern.

„Wollt Ihr uns für einige Tage Obdach geben, mir und meinem Gefährten, dem edlen Herrn Biandrate, den der heilige Vater mir als Rat und Stütze zur Hülfe gab, so lohn es Euch Gott und mein schwaches Gebet,“ sprach Petrus und wies auf seinen Gefährten, der sich stumm verneigte.

Wer die drei nach ihrer äußeren Erscheinung beurteilt hätte, würde wohl den letztgenannten für den

Vornehmsten unter ihnen gehalten haben. Biandrate war von hoher, stattlicher Gestalt und trug sein faltenreiches Gewand mit der Würde eines römischen Senators. Seine scharf gezeichneten Züge waren von edlem Schnitt und verrieten den Italiener.

Auch Petrus Damianis Gestalt überragte die der meisten anderen Menschen an Größe. Aber allzu strenge, fast grausame Selbstkasteiung hatten ihr alle äußere Schönheit genommen. Unter der mächtigen Stirne, die wie die eines Gerippes kahl und fleischlos weit vorsprang, lagen tief in dunklen Höhlen die Augen, vor deren unwiderstehlichem, strengem Ausdruck und flammendem Feuer schon viele Schuldige gezittert.

„Wir sehen uns heute nicht zum erstenmale,“ wandte sich Graf Eppo zu Hildebrand, dem merkwürdigen Manne, der, ohne Oberhaupt der Kirche zu sein, dieselbe doch beherrschte, seine Hand hinreichend.

Ruhig und ohne besondere Wärme erwiderte der Archidiakon:

„Ihr seid Graf Eppo. Wenn ich nicht irre, trafen wir uns zu Aachen am Hofe Kaiser Heinrichs, den

Gott zu früh für Euer Land von dieser Erde abrief."

„Auch zu Köln und Speier waren wir zusammen Gäste des Kaiserpaares."

„Ganz recht, nun entsinne ich mich deutlicher, und gerne denke ich an jene Tage zurück; denn wohlgesinnt und gütig waren Kaiser Heinrich wie auch Frau Agnes sein Gemahl allzeit gegen mich. Jetzt weilet Ihr als Rat und Freund bei Heinrichs Sohn, dem jungen Könige?"

„So ist es," entgegnete Eppo. In diesem Augenblick empfand er, daß des Kardinalbischofes Blicke auf ihm ruhten. Der ernste, strenge Mönch im Purpur, den er jedoch verschmähte, schien den Rat und Freund des jungen Königs mit dem glühenden Auge in einemmale durchschauen zu wollen.

„Ist es gestattet zu fragen, was Euch nach Deutschland und hier in diese Gegend führt?" frug Eppo den Archidiakon.

„Das Ziel meiner Fahrt ist Frankreich, wohin ich schon in den nächsten Tagen über Aachen weiterreisen werde. Nur um den Kardinal zu begleiten, unternahm ich den Umweg über Lorsch."

„So wolltet Ihr den König nicht besuchen?“

„Ich, den König? Nein. Herr Petrus wird als Legat des Papstes zu ihm gehen.“

„Als Legat des Papstes?“ rief Abt Udalrich. „O, daß euch doch, bevor ihr von Rom abgereiset, Kunde geworden sei von dem, was hier vorgehet!“

„Und wer sagt Euch denn, daß uns die nicht zuging?“ frug Hildebrand, wobei ein kaum merkliches Lächeln seine Züge, die sonst stets einen fast schwermütigen Ausdruck zeigten, für einen Augenblick erhellte.

„So wißt Ihr auch, daß die Königin Bertha unser Gast ist?“ fuhr Udalrich fort.

„Daß sie hier weilet? Ja. Daß sie Euer Gast, freiwilliger Gast, nein,“ nahm Petrus Damiani das Wort.

„Und als was denn sonst?“ fragte der Abt erstaunt.

„Als Gast wider Willen, was man wohl auch Gefangene heißen darf,“ entgegnete der Kardinal scharf.

„Wer Euch das sagte, berichtete Euch falsch und verleumdete mich. Abt Udalrich ist kein Wart für Gefangene und mein Kloster kein Gefängniß.“

„Die Königin hat nur eine einzige Edeldame bei sich und nur wenige Dienerschaft.“

„Das hat Frau Bertha selbst so angeordnet. Die zahlreiche Gefolgschaft der Königin befindet sich unweit von hier zu Trebur, dort sind auch die Reichskleinodien, welche der König während seiner Reise nach Schwaben unter der Obhut jener Edlen in Trebur ließ.“

„Und wenn ich die Königin sprechen will, und ich will es, legt Ihr mir keine Schwierigkeiten in den Weg?“

„Wen die Königin sprechen will, das entscheidet sie selber, sie ist Herrin hier in Lorsch, solange ich den Abtstab führe. Solltet Ihr, Herr Kardinal, oder Herr Legat, die Absicht haben, der armen Königin mit Eurem gewaltigen Worte Unruhe in der Brust zu erregen und sie zu überreden, in des Königs frevelhaften Wunsch einzuwilligen, so würde ich Euch allerdings den Zutritt wehren,“ rief der mutige Abt.

„Thörichtes spricht Euer Mund und unbedachtsame Rede führt Ihr, nicht geziemend für den Vorsteher eines Klosters, der selbst weise die anderen Weisheit lehren soll,“ entgegnete Petrus herbe.

„Man sagt, und die es sagen, reden Wahrheit, daß von gewisser Seite in Rom alles versucht worden sei, für des Königs Wunsch Geneigtheit zu erlangen.

Selbst mit Gold sollen Leute nicht gekargt haben, die sonst nicht Reichthum genug erlangen können," fuhr Udalrich unerschrocken fort.

„Mit den Worten des Apostels: ‚Daß ihr verdammet seid mit eurem Gelde,' werde ich vor sie hintreten!" rief Petrus. „Noch einmal sage ich, thöricht ist Eure Rede, daß Ihr glaubet, wir würden uns bewegen lassen, solch Unrecht gut zu heißen."

„Herr, Abt Udalrich meint es gut, und wenn er seine Worte, die er soeben sprach, nicht besser abwog, so geschah es nicht aus bösem Willen," wandte Eppo ein.

„Ist schon der Tag bestimmt, an dem die Fürsten in Mainz versammelt sind?" frug der Legat.

„Noch nicht, doch wird es nicht mehr lange währen. Die meisten sind schon in Mainz und Frankfurt, sowie in Trebur eingetroffen."

„Meldet der Königin meine Ankunft und laßt mich wissen, wann ich sie sprechen kann. Gewißheit will ich auch aus ihrem Munde haben."

„Die kann ich Euch geben. Noch ist keine Stunde verflossen, seitdem sie mir, dem Abgesandten ihres Gemahls, den feierlichen Schwur gethan, daß sie niemals in die Trennung ihrer Ehe einwilligen würde.

Darum möchte ich Euch bitten, erlaßt der Armen das Zwiegespräch."

Der Legat schwieg. Nach einer Weile entgegnete er: „Es sei. Abgesandten nanntet ihr Euch, Herr Graf, und dennoch steht Ihr auf der Seite der Königin?"

„So ist es."

„Kehret Ihr zum Könige heute noch zurück?"

„Morgen sehe ich ihn."

„So meldet ihm, daß Petrus Damiani als Legat des Papstes auf dem Fürstentag erscheinen wird, sagt ihm, daß ich mit jenem Bischofe, der es gewagt, sich zu seinem Sachwalter in Rom zu machen, ein streng Gericht abhalten werde, und laßt mich wissen, wann ich den König sprechen kann."

Ende des ersten Bandes.

Zingeler, Karl Theodor,

Dedi Roman von Karl Theodor Zingeler

Bd.: 1

1892